Das Tagebuch eines deutschen Schulmannes.

Oasen und Stationen
aus den letzten Jahrzehnten meines Lehrerlebens.

Von

Dr. Carl Pilz,

Gymnasial- und Bürgerschullehrer a. D.,
Redakteur der „Cornelia“ 2c.

Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1893.

Allen

seinen hochverehrten und geliebten Freunden

sowie

seiner teuren Familie,
der trauten Heimstätte ungetrübten Glückes

zum Andenken

in Liebe und Treue gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

In unsrer heutigen Zeit gehört ein besondrer Mut dazu, ein Buch herauszugeben, da die Flut der litterarischen Erzeugnisse bergehoch ist. Ich habe diesen Mut in dem Folgenden gefunden. Einmal war es die günstige Kritik und überaus freundliche Aufnahme, die meine früheren Schriften gefunden, und dann der Gedanke, daß an Selbstbiographien, welche die Lebenserfahrungen eines Lehrers treu und wahr darlegen, immer noch kein Überfluß ist. Und es leitete mich auch die Hoffnung, daß mancher junge Lehrer in den Schilderungen der letzten Jahrzehnte meines Lehrerlebens Anregungen fürs eigne Leben finden werde und daß auch Nichtlehrer, welche ein Herz für die deutsche Schule und ihre Pfleger haben, sich dafür interessieren würden.

Was nun den Inhalt der Schrift selbst betrifft, so sind es freilich keine weltbewegenden Ereignisse oder Zusammenreihungen von lustigen und ernsten Abenteuern, die darin auftreten; doch aber ist das Leben, welches diese Blätter schildern, ein sehr bewegtes und zwar auf und ab sich bewegendes gewesen. An Kampf, an Mühe und Arbeit, an Sorgen und Enttäuschungen hat mirs wahrlich nicht gefehlt, ich habe recht gut einsehen gelernt, daß ein Lehrerleben nicht bloß Schulprüfungen, sondern auch Lebens- und Schicksalsprüfungen zu verzeichnen hat, die nicht selten bittere Kelche mit sich führen.

Was die Art und Weise meiner Darlegungen anlangt, so habe ich mich wie in meinen früheren Schriften bemüht, so un-

geschminkt als möglich zu erzählen, um nicht in den Fehler mancher Autobiographen zu verfallen, die ihren Lebensgang in bengalischem Feuer oder in so rosigem Lichte strahlen lassen, daß ihre Schilderungen mehr dem Reiche der Dichtung als der Wirklichkeit sich nähern.

Ich habe das Ganze — ich möchte es gewissermaßen eine Geschichte meiner Seele nennen — einfach und der Wahrheit gemäß aufgerollt, um meinem alten Grundsatz: „Erkenne dich selbst!" nicht untreu zu werden. Bei der Schilderung anderer Persönlichkeiten habe ich meiner Feder Gerechtigkeit und volle Unparteilichkeit zu wahren gesucht.

Auch Freudiges und Gelungenes habe ich in der Erinnerung auftauchen lassen, damit Kellers Wort nicht allzuwahr werde: „Mehr Gutes als Schlimmes wird verschwiegen; beinahe jeder würde, wenn er nur Gelegenheit und Stimmung fände, uns zuletzt noch mit dem Unangenehmsten bewirten, das er über sich aufzubringen wüßte, viele aber sterben, ohne daß sie des Guten und Schönen, das sie von sich erzählen könnten, je mit einer Silbe gedenken!" Wenn ich hier und da sogar einiges für mich Schmeichelhafte mitgeteilt habe, so hat mich weder Dünkel noch falscher Ehrgeiz verleitet, ich habe nur zeigen wollen, wie ein Lehrerleben auch seine lichten und süßen Augenblicke hat.

Daß ich hier und da klassische Aussprüche oder Goldkörner aus den Werken berühmter Meister gleichsam als Würze in meine Darlegungen eingeflochten habe, wird dem Leser hoffentlich nicht mißfallen. Jedem, der viel in der Litteratur sich umgesehen, laufen die Citate unwillkürlich in die Feder. Indem ich für meine „Oasen und Stationen" um eine nachsichtige Beurteilung bitte, füge ich noch folgendes hinzu: Wenn man wie ich in höherem Alter steht und auf ein halbes Jahrhundert der Lehrerwirksamkeit zurückblickt und die Meinungen über sich, wie mein Freund Zschokke in seiner Selbstschau sagt, gleichsam aus dem Grabe herauf vernimmt, da ist man allerdings zu jener Ruhe gekommen, die jedes Urteil mit stoischem Gleichmut ertragen läßt. Ich spreche freilich nicht so vermessen wie jener Schriftsteller, der

da nach einer Schilderung seines Lebens rief: „Das bin ich! Nun schlagt mich ans Kreuz!“ Ich möchte dagegen eher das Wort eines Wirtes über seinem Hause auf mein Buch anwenden: „Mein liebes Haus, kehr dich nicht dran, wenn dich auch tadelt mancher Mann!“ Habent sua fata libelli sagt das Sprichwort; es wird auch mein „Tagebuch“ nicht unangefochten bleiben und vielleicht befriedigt es manche hochgespannte Erwartung nicht.

Was aber auch die Herren Recensenten sagen, welche Mängel sie auch an den „Stationen und Oasen“ entdecken mögen; das eine sollen sie mir nur stehen lassen, daß ich mit Leib und Seele Schulmann gewesen bin und daß ich mir bei allen Erfahrungen die Flamme der Begeisterung für unsre Ideale gewahrt habe, die auch bis zum letzten Atemzuge nicht verlöschen wird. Wenn Jean Paul gesagt hat: „Man steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberge zu sterben,“ so soll mich das Wort wenigstens insofern nicht treffen, als ich mir die Herzenswärme für die Volkserziehung auch im Alter zu erhalten suchen werde.

Heil allen Lehrern! Heil unserer lieben Schule!

Der Verfasser.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Kapitel.

In der Kriegszeit.

Vaterland höchstes Gut, kräftiger Söhne Blut
Fließe mit Lust und Mut fürs Vaterland.
Schenkendorf.

Der Krieg und Mars, sagt Jean Paul, ist oft der Geburtshelfer der Zeit, ist die stärkende Eisenkur der Menschheit. So schön dies klingt, so bitter ist es auch; ja der gefühlvolle Mensch wird eher gern mit Schiller ausrufen: „Die Weisheit, welche Blut befiehlt, ich hasse sie in meiner tiefsten Seele!" Und doch lehrt die Weltgeschichte, daß mancher große Umschwung in dem Leben der Völker erst durch Blut und Eisen möglich geworden ist. Die großartige Epoche im Leben des deutschen Volkes, die Einigung desselben zu einer großen nationalen Familie und die Wiederaufrichtung des durch fremde Gewalt zertrümmerten Reiches, wie viele Jahrzehnte hat sie zur Vorbereitung gebraucht, wie viele Opfer gekostet! Wenn Worte und Töne immer in Thaten sich verwandelten, so wäre die deutsche Einheit gewiß viel früher entstanden. Wie haben wir in jungen Jahren unsre Begeisterung in Liedern ausströmen lassen und wie oft ist in Schulen gesungen worden: Was ist des Deutschen Vaterland? Aber die Sänger, Turner, Schützen, wie sehr sie auch erglühten für ein einiges

deutsches Vaterland, wie zündend auch die Bomben ihrer Reden waren, sie haben doch nur das Eine errungen, daß die deutschen Stämme sich als Brüder fühlen lernten, und daß das Thermometer der nationalen Begeisterung nicht ins Fallen geriet, sondern mehr und mehr stieg. Verwirklicht wurde der schöne Traum, der schon im Jahre 1848 dem Volke vorschwebte, aber als eine Fata morgana sich erwies, doch erst durch den Krieg mit dem eifersüchtigen Nachbar. Und als nun das deutsche Reich erstand, als es seinen Kaiser und seine alte Herrlichkeit wieder erhielt, da war der Jubel ein unbeschreiblicher und viele riefen wie einer meiner Kollegen: „Ich danke Gott aus tiefster Seele, daß er mich diese große Zeit hat erleben lassen!“

Aber eine große Zeit verlangt auch große schwere Opfer und es war ein sehr ernstes und bedeutsames Wort, als der Reichskanzler zu dem Bevollmächtigten der Franzosen sagte: „Solche Anstrengungen und Opfer können wir uns nicht wieder und wieder auflegen lassen, wir brauchen sichere Garantien für unsre Ruhe, unsern Frieden!“

Mancher Moment aus dieser Kriegszeit wird mir unvergeßlich bleiben. Zwar bin ich nicht auf dem Kriegsschauplatze gewesen, von dem der Dichter sagt: „Es giebt keinen Schmerz, der nicht auf diesem Schauplatz wohne“; ich habe das mit Leichen besäte Feld nicht geschaut, aber ich habe doch so manchen Seufzer gehört. Glichen die Kriegs- und Siegestage doch immer einer sonnigen Höhe mit vielen an schwere Trauer erinnernden Kreuzen. Als ich meinen lieben unvergeßlichen Freund Zille eines Morgens fragte: „Nun, wie gehts?“ antwortete er mir mit seiner Ruhe, die ihn in keinem Augenblick seines Lebens verließ, sondern ihn immer wie ein Talisman begleitete: „Wie es geht, wenn man im Lande der Thränen wohnt! Heute früh hat sich mein Sohn aus unsern Armen losgerissen und ist in den Krieg gezogen.“ Wie viele deutsche Familien wohnten damals im Lande der Thränen! Eine Mutter, aus mir bekannter Familie, die ihren jüngsten Sohn, ihren Herzensliebling hatte müssen mit banger Sorge in den Krieg ziehen sehen, war nicht zu überzeugen, daß er es war, der

eines Tages in der Liste der Gefallenen stand. Das arme Mutterherz klammerte sich im Jammer an den Strohhalm an, daß gewiß nur eine Namensverwechselung oder ein Druckfehler vorliege. Wie schwer es ihr ward, die bald erscheinende und unendlich bittere Wahrheit zu ertragen, ist nicht zu schildern, kann auch nur von einem andern Mutterherzen nachgefühlt werden. Ein ergreifender Augenblick war es für mich, als ich den ersten Zug von Verwundeten aus der Schlacht heimkehren sah. Ich war in dem romantisch gelegenen Waldlokal in Lößnig und eilte mit vielen Erwachsenen und Kindern an die Eisenbahnbrücke, über welche der Zug ging. Die Verwundeten, welche Gesichter und Arme verbunden hatten, ließen, wie es in jenem Liede heißt, die Köpfe hangen und in ihren ernsten und traurigen Blicken konnte man den Ernst des bestandenen Kampfes lesen. Ihre Mienen schienen das alte Horazische Wort nicht zu bestätigen: Dulce et decorum est pro patria mori. Als der ziemlich langsam fahrende Zug herankam, kommandierte ich: „Hut ab!" und alle entblößten ihre Häupter und ließen still und ruhig die Opfer der Schlacht vorüber ziehen. Die Bilder des Krieges, dieser Mord-Hyäne, sind nicht für gefühlvolle Gemüter geschaffen und manches zart besaitete Frauenherz erbebte schon bei den Vorbereitungen zum Kampfe. In dem Hause, wo ich die Sommerfrische genoß, trat mir eine Dame wie von einem Schauder erfaßt entgegen, und als ich sie fragte: ob sie über etwas erschrocken sei, sagte sie sich schüttelnd: „Nein, aber ich habe soeben den hier wohnenden Kavalleristen seinen Degen schleifen sehen und entsetzte mich vor dem Zweck dieses Schärfens!" Ja, in dieser Zeit fühlte man sich veranlaßt mit dem Dichter mitunter auszurufen: „O Schlachtentag, der Unheil oder Segen aufs Haupt von Nationen wenden soll, dir schaun die Augen schlummerlos entgegen und alle Herzen qual- und schreckenvoll, o ernste Zeit, wo Millionen fragen: Wie wird für uns der nächste Morgen tagen?"

Um die Dornen des Krieges wand sich aber ein grüner, wohlthuender Kranz; es war die Begeisterung, die das ganze Volk durchdrang, die das Nationalgefühl zur Flamme anfachte und die

zu Thaten der Liebe und Barmherzigkeit und Opfern aller Art trieb. Man dachte mit Schiller: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihr Ehre“ und mit Körner: „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern!“ Wieviel Wagen voll Liebesgaben sind in der Kriegszeit als Boten der Teilnahme aus der deutschen Heimat nach Frankreich zu den tapfern Streitern gewandert. Mein Freund, der edle, zu früh von dieser Welt geschiedene Kommerzienrat Preibisch in Reichenau bei Zittau, führte einen solchen Zug ins deutsche Lager und erzählte viel von der Freude, welche er mit der Gabenflut erregt, und von dem Heldenmut, von dem er das deutsche Heer beseelt gefunden habe.

Aber leider zog sich auch durch die lichte Vaterlandsbegeisterung ein trüber Schatten hindurch, der mich, so entflammt ich für die Erhebung und den Aufschwung meines Volkes war, doch schmerzlich berührte. Ich meine den Mangel an Großmut, den bittern Nationalhaß gegen die Franzosen, welcher sich oft in Worten erging, die den Sprecher nicht ehrten, dem Angegriffenen aber unendlich weh thun mußten. Als ich eines Abends mit Freunden und Kollegen in einer Restauration zusammensaß, kam ein Soldat mit zwei gefangenen Franzosen herein, die sich still und ruhig an einem leeren Plätzchen niederließen. Da rief einer von den Gästen ziemlich laut: „Wie können sich die Hunde unterstehen, hier einzutreten und sich an unsre Tische zu setzen!“ Dieses lieblose, gemeine Wort rief bei allen Verständigen eine wahre Entrüstung hervor, und ich ging zu dem einen Franzosen hin und leitete in freundlicher Weise ein Gespräch mit ihm ein. „Denken Sie, mein Herr“, sagte er u. a. (er sprach als Elsässer gut deutsch) „ich habe in Frankreich eine Fabrik, die ist so gut wie ruiniert; mein Bruder ist in der Schlacht gefallen und mein ganzes Glück ist hin. Ich habe nie den Wunsch eines Krieges mit Deutschland gefühlt; ich habe gern mit den Deutschen Geschäfte gemacht und friedlich mit ihnen verkehrt. Jetzt, wo ich durch diesen traurigen Krieg alles verloren habe, muß ich mich noch ‚Hund‘ nennen lassen; das ist doch zu bitter.“ Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß dieses harte Wort von uns eben so schwer ver-

urteilt worden sei, wie es ihm weh gethan habe. Die Besonnenen, die gar wohl einsahen, daß der einzelne Soldat nicht für den Krieg verantwortlich zu machen sei, bewahrten sich Humanität und Teilnahme für die Gefangenen. Wie manche Cigarre, wie manche Aufmerksamkeit ist ihnen in liebenswürdiger Weise gereicht worden. In dieser Zeit hatte ich in einem geschlossenen Zirkel bei einer Festlichkeit eine Rede zu halten. Ich sagte in derselben, das man bei aller Begeisterung fürs Wohl des eignen Vaterlandes doch auch noch ein Plätzchen im Herzen für die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer Völker haben könne, und daß uns der Patriotismus nie Haß und Verachtung anderer Nationen diktieren dürfe. „Wäre hier", so fügte ich hinzu, „ein Franzose, wir würden ihn nicht als Feind, sondern als achtungswertes Mitglied der großen Menschheitsfamilie begrüßen; wir würden seinen Schmerz ehren und ohne Groll ihm die Hand reichen." Als ich geendet, kam ein Festgenosse zu mir und sagte: „Welchen Balsam Sie mit Ihrer Rede in ein wundes Herz gegossen haben, können Sie sich kaum denken. Neben mir sitzt ein Franzose, dem sind die Thränen in die Augen getreten, als er Ihre Worte hörte." Ganz anders ging mirs nach einer zweiten Rede, in welcher ich neben dem leuchtenden Bilde des Patriotismus auch auf die schwarze Saat des Nationalhasses hinwies. Man warf mir, der ich das ewige Schimpfen auf den Feind, das Schwarzmalen desselben bedauerlich und gefährlich nannte, Kälte gegen meine eigne Nation vor. Sehr mit Unrecht, da ich bei allem Mitgefühl für ein fremdes Volk doch nie das Wort des großen Kanzlers vergaß: „Die Neigung sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eignen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform."

An dem allgemeinen stürmischen Jubel bei der Siegesbotschaft von Sedan, der die Menschen auf den Straßen einander in die Arme trieb, nahm ich von Herzen teil; eine ruhigere, aber auch innigere Freude brachte das später gefeierte Friedensfest, welches nicht dem geschlagenen Feinde, wohl aber der überwun-

denen Not galt und mit Schiller ausrufen ließ: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen, auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz; durch alle Straßen tönt der muntre Reigen, Altar und Kirche prangt in Festesglanz, und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen, und um die Säule windet sich der Kranz." Der versöhnliche und erhebende Charakter dieses Friedensfestes gewährte einen wahrhaft heiligen Eindruck.

Zu den Sedanfesten wurde in den kommenden Jahren auch die Jugend mit herangezogen. In der That muß das Reis des Patriotismus schon in den Boden des jugendlichen Gemütes gepflanzt werden, wenn es später Frucht tragen soll. Die Art aber, wie dies durch Aufzüge geschah, dürfte immerhin bedenklich sein. Durch das Zurschaustellen der Jugend, es mag nun durch Kinderkonzerte oder Theatervorstellungen oder Umzüge geschehen, wird die Kindlichkeit und Harmlosigkeit, das bescheidene zurückhaltende Wesen, überhaupt das zarte Gefühlsleben der Jugend verletzt. Aber abgesehen von den Gefahren der Eitelkeit und des Dünkels, die den öffentlich auftretenden Kindern nahe treten können, hat die Sache in großen Städten wie in Leipzig insofern ernste Bedenken, als sich ein sehr gemischtes Publikum um die Kinderzüge drängt und sich in Reden ergeht, die der Jugend, namentlich den großen Mädchen gegenüber als schamlos und rücksichtslos bezeichnet werden müssen. Man hat daher diese Aufzüge in spätern Jahren unterlassen. Bei einem solchen Sedanfest mit Jugendaufzug hielt mein Freund Stadtrat Dr. Panitz auf dem Markte die Festrede, die allerdings mehr auf die Erwachsenen als auf die Kinder berechnet war. Er wies dabei auf die schwarze Schlange hin, die im Paradies der deutschen Einheit wohne und Verderben säen wolle. Aber es gelte fest und furchtlos auf sie zu blicken und ihr den Kopf zertreten. Das war ein prophetisches Wort, an das ich oft gedacht habe, als der Kulturkampf sich entzündete und die klerikale Partei ihr Wühlen und ihr Agieren gegen die deutsche Einheit und Freiheit begann. Zum Glück ist es der schwarzen Schlange nicht gelungen, die Errungenschaften zu zerstören und die gesunde Entwicklung im Innern des Reiches auf-

zuhalten. „Nach Canossa gehen wir nicht!“ rief der große Kanzler und er ist seinem Worte treu geblieben, wenn er auch um des lieben Friedens willen sich zum Nachgeben in einzelnen Dingen hat bewegen lassen.

---

2. Kapitel.

Ein Schulbrand.

Man sagt mitunter, daß diese oder jene Schule geistig abgebrannt sei, daß es an allem Leben und Streben darin fehle. Das ist dann ein Unglück und zwar ein fast noch größeres als der wirkliche Brand der Schule, wie ich ihn erlebte. Eines Tages im Juli 1872 saß ich vergnügt und heiter im Garten des Gasthofes in Gaschwitz; ich hatte einen Ferien-Ausflug nach der Harth, einem reizenden Walde, gemacht. Die Lokomotive pfiff und ein Eisenbahnzug von Leipzig brauste heran. Neugierig drängte man sich, als er hielt, an ihn heran, um vielleicht einen Bekannten zu sehen oder etwas Neues aus Leipzig zu hören. Ich entdeckte auch bald Bekannte und wie ein Blitzstrahl traf mich ihre Nachricht: „Ihre Schule brennt lichterloh!“ Noch wollte ich nicht recht an die Aussage der Leute glauben, als ein neuer Zug kam, der mir die entsetzliche Kunde brachte: „Ihre Schule ist bis auf die Mauern niedergebrannt!“ Zum Glück wurde ich von meinem Schreck sehr bald durch einen dritten Zug geheilt, mit dem endlich die richtige Nachricht kam, das nur das Dach der Schule abgebrannt und das Feuer bald gelöscht worden sei. Natürlich konnten wir nach den Ferien den Unterricht in der abgebrannten Schule nicht wieder beginnen, aber er erlitt trotzdem keine Unterbrechung, denn die Knaben wurden in die alte leerstehende Nikolaischule als Schulkolonie verpflanzt, die Mädchen siedelten nach der Ratsfreischule über, die Platz für uns hatte. Ich kam mit meiner 7. Mädchenklasse also auch in diese im schönen

Rosenthale gelegene Anstalt, und freute mich darüber besonders deshalb, weil der Direktor dieser Schule — der vortreffliche Louis Thomas, der sich durch eminente Strebsamkeit und einen wahren Bienenfleiß zu einem der tüchtigsten und hervorragendsten Schulmänner emporgeschwungen hatte — schon längst meine aufrichtige Liebe und Verehrung genoß. Mit ihm in einem Hause an der Bildung der Jugend zu arbeiten war mir ein willkommnes Ereignis, wie ja jedes Leid der Erde immer auch ein Goldkörnchen in sich trägt. Alles, was Freund Thomas sprach, war praktisch, ruhte auf sichrer Erfahrung und erprobten Grundsätzen, und als pädagogisches Juwel trug er namentlich eine Eigenschaft an sich, die jedem Lehrer zu gönnen ist. Es war die goldene Ruhe, mit der er schaltete und waltete, und die er ebenso wie mein verstorbener und unvergeßlicher Freund Schmorrde besaß. Als er mir die Klasse zeigte, in welcher meine Kinder untergebracht werden sollten, machte er mich scherzend darauf aufmerksam, daß dieses Zimmer sogar Oberlicht (Glasdecke) habe und knüpfte daran eine für mich schmeichelhafte Bemerkung, die ich dankend ablehnte. Die Arbeit an unsern Kindern, die ja eine fest geordnete war, litt in diesen Räumen, die uns als Fremdlinge beherbergten, nicht im geringsten und auch das Verhältnis der Kinder aus beiden Schulen wurde durch keinerlei Reibungen oder Neckereien getrübt. Der Grund dazu lag nur in der guten Disciplin, die in beiden Schulen ihre Macht ausübte. Hatten wir nun aber auch in diesem fremden Lande nicht wie die Kinder Israel in Ägypten Drangsale auszustehen, so blieben doch kleine Schattenseiten nicht aus, wozu auch der Umstand gehörte, daß manche Klassen mit den Ratsfreischulkindern ein und dasselbe Zimmer inne hatten. Gut im Andenken ist mir dabei der Hausmann dieser Schule geblieben. Wie ein aufmerksamer Schutzmann stand er an den Treppen oder vor der Thüre und beaufsichtigte die Kinder streng beim Kommen und Gehen. Für seine Schule war er so eingenommen, daß er, wenn von der lieben Jugend etwas Ungehöriges geschehen war (wenn z. B. die Kinder vor der Blindenanstalt stehen geblieben waren und hineingesehen hatten) immer sagte: „Unsre Kinder sind

das nicht gewesen, die sind viel zu artig dazu!“ Mein Zimmer war licht, geräumig und freundlich, aber ungern lenkte ich meine Blicke zu den Fenstern hinaus. Dieselben gingen nach einem Garten und Hof hinaus, wo stets Kranke und Irre wandelten, die in dem nahen Jakobshospital zur Pflege und Heilung untergebracht waren. Noch erinnere ich mich des unglücklichen Mannes, der mit umnachteten Geiste da unten herumwandelte. Jedes Mal, wenn er an einen gewissen Baum im Garten kam, zog er die Mütze und verneigte sich tief. Wir haben oft darüber nachgedacht, was den armen Irren zu dieser Ehrerbietung gegen eine Pflanze bewegen konnte. Daß dieser Anblick der Kranken und Irren uns nur mit tiefer Wehmut und innigem Mitleid erfüllen konnte, ist selbstverständlich. Obgleich nun, wie ich bereits bemerkte, unser Wirken ohne jede Störung vor sich ging, sehnten wir uns doch bald nach der heimatlichen Stätte zurück. Schon nach einigen Wochen zogen wir in dieselbe ein. Aber wir fühlten uns auch hier nicht gleich wie im gelobten Lande, es gab noch ungemütliche Tage. Da die Schule um ein Stock erhöht wurde, so standen noch hohe Gerüste um dieselbe und die Maurer und Steintreiber darauf hantierten nicht immer sehr still und geräuschlos. Es war gar nicht selten, daß sich rauhe Worte und Töne von außen in unsre Unterhaltungen mit den Kindern mischten, und es ist mir noch gut erinnerlich, wie bei einer meiner religiösen Unterredungen, bei denen natürlich Totenstille herrschte, eine kleine Pause dadurch entstand, daß ein zaghaftes Kind nicht gleich die rechte Antwort finden konnte. Plötzlich schallte es draußen: „Dummes L . . . r, gieb doch Achtung!“ Das galt natürlich einem Maurerlehrling, fuhr aber auch wie ein erschreckender Mißton in meine Kinder hinein. Zum Glück rückte der Bau sehr schnell vorwärts und bald stand die Schule wie ein Phönix in schönerm Gewande da und war wie sonst von Ruh und Frieden umgeben.

3. Kapitel.

Kuren und Sommerfrischen.

Was das Beste auf der Welt sei? Gesundes Blut, gestählte Sehnen und starke Nerven.
Auerbach.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen, in Berg und Wald, und Strom und Feld!“ Dieses Eichendorffsche Wort, wem möchte es mehr ans Herz zu legen sein, als dem Schulmann. Das Schulleben führt, und wenn es das edelste ist, manches Eintönige, Aufreibende, Abspannende und Anstrengende mit sich, und der Geist zieht stets auch den Körper in Mitleidenschaft. Daher ist es eine Naturnotwendigkeit, daß der Lehrer nach des Tages Last und Arbeit sich nicht in seine vier Pfähle vergräbt, sondern Erholung in der Natur und im Menschenverkehr sucht. Ein Lehrer, welcher nie über den Käfig seiner Wirksamkeit hinauskommt und stets an der Scholle kleben bleibt, versündigt sich an seinem Geist und Körper, und der berühmte Professor Merkel nannte die Lehrer, welche sich nach den Schulstunden wieder in die Enge des Hauses eingraben, Selbstmörder. Als Gegengewicht gegen die Anstrengung und Abspannung muß jeder Lehrer die Ausflüge und Sommerfrischen anwenden. Frei von den gewöhnlichen eisernen Fesseln regen sich frischer die Schwingen seines Geistes; die Wanderungen heben ihn heraus aus dem Schulstaub, tragen ihn hinweg über Lasten- und Sorgenberge und tauchen ihn in balsamische stärkende Luft. Die Natur mit ihren Wundern, in ihrer Größe und Erhabenheit wird seine Lehrmeisterin, die seinen Blick nicht nur ergötzt, sondern auch schärft und ihn an Goethes Wort erinnert: „Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet.“ Und wenn in Land und Leuten ihm immer neue Bilder vor die Seele treten, so bildet sich nicht nur seine Menschenkenntnis, sondern auch sein Takt im Verkehr mit der Welt aus, und daß Ausflüge und Wan-

derungen auch die Heimatsliebe erfrischen, sagt schon das Dichterwort: „Die Heimat liebt nur der in rechter Weise, der einmal über sie hinaus gekommen ist.“ Außer solchen Gedanken trieb mich ein Übel in die Sommerfrische, ein Magenkatarrh, den ich mir mit einem Glase eiskalten Wassers zugezogen hatte und der mich zu einem Hypochonder machte, mit trüben Gedanken quälte und durch schaudervolle Träume peinigte, so daß ich, obgleich ich sozusagen tief im Glücke saß, — mein Familienheiligtum ohne Mißton, mein geistiges Lieblingskind „Cornelia“ im Aufschwunge — mich doch unglücklich fühlte, wie jener Reiche, der bei einem Magenkatarrh sich einbildete, daß er ganz arm sei. Um dem Gespenst zu entfliehen, ging ich zuerst vier Wochen nach dem gesund gelegenen Walddorf Connewitz. Da aber in den Connewitzer Wäldern das Übel zwar erschüttert, doch nicht beseitigt worden war, ging ich im nächsten Jahre (1873) auf Anraten meines Arztes nach Berka bei Weimar auf fünf Wochen in die Sommerfrische, und der Aufenthalt in diesem Landstädchen, welches in einem von romantischen Bergen und Wäldern umgebenen Thalkessel liegt, wurde mir wie den Meinigen zu einem erfrischenden und ergötzlichen Paradies, so daß uns die Tage und Wochen pfeilschnell vergingen und die Gedanken an den Abschied uns die Augen feucht machen wollten. Den Thüringer Volksstamm lernte ich zum ersten Male näher kennen und entdeckte in ihm, wenn auch nicht überall hervorragende Intelligenz, so doch Ehrlichkeit, Biederkeit und Gemütlichkeit, die sich freilich auch manchmal in derben, drastischen Ausdrücken Luft machte. Wie liebenswürdig und uneigennützig die Bewohner Berkas gegen die Sommergäste sich zeigten, erfuhr ich in verschiedenen Kreisen; ein Fall ist mir aber für alle Zeiten unvergeßlich geblieben. Ich trat in die Restauration einer Brauerei und verlangte ein Glas Bier. Der höfliche und freundliche Braugehilfe brachte mirs. Als ich nach dem Austrinken bezahlen wollte, meinte er: „Hat's Ihnen denn geschmeckt?“ und auf mein Ja! fragte er: „Wollen Sie nicht noch ein Bairisches versuchen?“ „Bezahlen will ich!“ rief ich fast ärgerlich. „Bezahlung nehme ich nicht“, mit diesem Worte schob er mein Geld zurück und all mein Drängen

in ihn war umsonst. Er ist bis jetzt der einzige Wirtshausmann gewesen, der mir als Fremden etwas geschenkt hat, er wird auch wohl der einzige bleiben. Dieses gemütliche Städtchen war damals — also vor beinahe zwanzig Jahren — hundert Jahre in der Weltgeschichte zurück. Eisenbahn gab es nicht für dasselbe und die Bewohner waren glücklich darüber, daß ihr stilles Thal nicht durch Lokomotiv-Pfiffe entweiht wurde. Von schönen, wohlgepflegten Kunstanlagen war nicht viel zu spüren, und die Begeisterung für die schöne Natur war hier und da auch nicht sehr sichtlich, sagte mir doch ein 50jähriger Einheimischer, daß er noch niemals auf dem nahen Hexenberge gewesen sei und nicht wisse, wie es oben aussähe. Daß übrigens die Gesundheit der Leute, die sich nur vor Erkältung des Abends in dem tiefen Thalkessel in acht nehmen mußten, eine vortreffliche war, zeigte sich u. a. auch darin, daß es viele steinalte Leute gab, und daß die Trauerzüge nach dem stillen Lande des Friedhofs sehr selten auftraten. Als ich nach dem letzteren ein Verkaer Mädchen fragte, antwortete sie, daß sie nicht wisse, wo derselbe sei. Als ich scherzend erwiderte: „Am Ende stirbt in dieser schönen Gegend niemand“, meinte sie: „Jo, gestorben wird, aber ich weiß net, wo sie die Leichen hinschaffen.“

Um den Sommergästen den Aufenthalt zu versüßen, gab es zwar keine Leipziger Gewandhauskonzerte, aber doch Musikabende, die ansprechende Gaben boten und die Stimmung der Gäste erhöhten. Ein entzückendes Fest, welches in der That ebenso originell wie belustigend sich erwies, war das Fest im Dambachsgrunde. Auf bekränzten Leiterwagen, die auf den unebenen Wegen so grausig dahinholperten, daß es einem war, als würden alle Knochen im Leibe durcheinander geworfen, erreichte man doch in froher lustiger Stimmung ein wundervolles romantisches Plätzchen mitten im Walde, wo man sich in Zelten wie eine Kolonie niederließ und sich bei guter Verpflegung gütlich that. In einem dieser Zelte war eine Ausstellung von merkwürdigen Gegenständen und Altertümern. Welcher Art sie waren, mögen die folgenden Nummern daraus beweisen: Der Apfel, in den Adam gebissen

hat, — ein Faden von Marias Spinnrocken, — ein Fläschchen Maurerschweiß (es war fast ganz leer), — ein Stein, der Napoleon vom Herzen gefallen ist, — eine von den großen Rosinen, die er im Kopfe hatte, — ein Skalp, einem Indianerhäuptling entwunden (Perücke), — eine Uhr, die nicht aufgezogen zu werden braucht (da sie ja doch nicht gehen würde), — die Cigarrenspitze des Königs Saul, — eine Posaune, womit die Mauern Jerichos eingeblasen wurden (großer Trichter), — eine päpstliche Bulle (Branntweinflasche) ꝛc. Sowohl diese Ausstellung, deren Ertrag einem Liebeswerk galt, als auch das Vogelschießen für die Damenwelt und andere Belustigungen machten das von Nadelwald duftende Plätzchen zu einem Quell der Lust und Heiterkeit.

Wie ein frisches Bild steht mir noch der Ausflug nach dem Schwarzathal vor der Seele. Die lieblichen Thalbilder, der Trippstein, der wie eine Schwärmerei der Natur erscheint, das auf dem Felsen stehende Schloß mit seinem Rehpark und die verschiedenen lieblichen Promenadenwege entzücken mich noch in der Erinnerung. Ich machte die Fahrt mit einem Genossen, der zu den Sonderlingen gehörte, von denen der eine nicht rückwärts fahren kann, der andere das Fahren überhaupt nicht verträgt und im Wagen die Seekrankheit bekommt. Mancher dieser wunderlichen Heiligen kann sich immer schwer zu etwas, z. B. zu einer Partie entschließen, mancher ißt keine Butter oder keinen Käse. Der eine zieht die Kleider jeden Tag vier bis fünf Mal aus und an; ein anderer möchte sich in jedem Wasser, das er sieht, baden und noch ein anderer spielt den Nachtwandler, er kann nicht schlafen. Die Eigentümlichkeit meines Reisegenossen war nicht so ganz harmlos. Er war nicht dazu zu bringen, in einem fremden Bette entkleidet zu schlafen und legte sich daher jeden Abend auch bei 24° Wärme angezogen (nur ohne Rock) ins Bette und auch Frau und Sohn mußten sich dieser lächerlichen Furcht vor Ansteckung fügen und ebenfalls angekleidet auf ihrer Ruhestätte bleiben. Zu jedem Glas Bier ließ er sich noch ein leeres Glas geben, dies reinigte er ganz besonders und goß dann das gebrachte Bier hinein vor den Augen des sich nicht wenig wundernden Kellners. Durch

üble Erfahrung war er so ängstlich geworden. „Das Unglück," — sagt Jean Paul — „macht leichter Sonderlinge als das Glück. Eitle erliegen dem Lächerlichen, aber der Sonderling trotzt ihm."

Da mir das Bad Berka zwar eine reizende Sommerfrische, aber nicht Heilung von meinem Magen- und Nervenübel (das eher zu- als abgenommen hatte) brachte, so war ich gezwungen, im nächsten Jahre ein Nordseebad aufzusuchen. Ich wollte nach Norderney, entschied mich aber im letzten Augenblicke für Borkum, wohin ebenfalls ein Schiff von Emden abging. Es war eben im Begriff, abzusegeln. „Schnell, schnell hinüber, wenn Sie noch mitwollen!" rief der Kapitän. Ein Brett vom Ufer bis zum Schiff wurde gelegt; aber meinem sechsjährigen Söhnchen bangte vor dem großen Meere — es weinte. Aber trotz seines Weinens und Sträubens wurde der Kleine in das Schiff förmlich hineingeworfen und fort gings in die Wogen hinein. Die Thränen meines kleinen Hasenfußes waren bald getrocknet und die See mit ihrem majestätischen Anblick bezauberte mich wie immer. Aber nun ging eine andere Pein an. Als ich den Blick zurücklenke und sehe, wie das Festland nach und nach im Nebel verschwinden will und im Herzen darüber jubele, daß wir das Menschengewühl so weit hinter uns haben, knickt ein Blick auf mein liebes Weib jedes Frohgefühl. Sie bekam die Seekrankheit in so fürchterlicher Weise, daß ich besorgt und zitternd an ihrer Seite saß und nicht von ihr wich. Alles, was mir die Zauberlaterne einer Seefahrt vormalte, ließ mich kalt und ich war nur froh, als es hieß: Borkum in Sicht! Als wir der Insel uns näherten, blieb das Schiff mitten im Meere liegen und Kähne mußten die Aussteigenden bis an den Strand fahren. „Wollen Sie denn auf dem Schiff bleiben?" fragte mich der Kapitän, „es sind bereits alle Passagiere ausgestiegen." „Ich habe einen schweren Patienten!" rief ich. „Schlimm! aber hier bleiben können Sie nicht," meinte er, und half mir meine Frau bis zum Kahn führen, der von den Wogen hin- und hergeschaukelt wurde. Besorgt stiegen wir ein und fuhren bis zum Gerüst, welches mitten im Wasser aufgebaut war. Der Kahn fuhr zurück zum Schiff und ich stand

mit der kranken Frau und meinem Kinde da und erwartete, daß uns ein Wagen holen würde. Ich rief den Geschirren am Strande zu, aber umsonst; niemand machte Miene, uns zu holen. Nun hielt ich an die am Strande versammelten Menschen eine fulminante Rede, die voller Salz und Pfeffer war, und es an Schmeicheleien für die Borkumer nicht fehlen ließ. Zuletzt drohte ich, daß ich in allen Blättern der Welt es erzählen und verkündigen würde, wie mirs gegangen sei. Die letzte Redebombe schlug ein und es entschloß sich nun ein Fuhrmann, uns aus dem Wasser herauszuholen und in den Ort zu fahren. Wir fanden ein prächtiges Quartier und liebe Leute, die uns die ausgestandenen üblen Augenblicke bald vergessen ließen. Die Insel hat zwar nur einen äußerst dürftigen Pflanzenwuchs; Bäume giebts fast gar keine, nur zwergartiges Gesträuch. Aber der mit weißem Sand bedeckte Strand ist wunderbar schön, breit, gut zu begehen, und die Luft ist so balsamisch, daß man nicht genug davon schlucken kann. Der Wellenschlag ist ein mächtiger, und wenn ich dem Spiel der Wogen, die wie weiße Gebirge in der Ferne auftauchten und verschwanden, zusah, wenn ich die Möven betrachtete, die aus der Luft herabschossen und ihr Gefieder in den Schaum der Wellen badeten, oder wenn mich die im Sande sich wälzende Jugend erheiterte, so waren dies köstliche Augenblicke. Zu den Sitten der Bewohner, die scharfkantig aber bieder sind, gehört auch die, daß niemand abends sein Haus zuschließt, und als ich gegen meinen Wirt Verwunderung darüber aussprach, meinte er: „Ja, lieber Herr, warum sollten wir zuschließen; Diebe giebts hier nicht, und wer seine Thüre abends zuschließen wollte, der würde sich in bösen Verdacht bringen."

Obgleich das Bad Borkum wegen seiner ozonhaltigen Luft und seiner Heilkraft sehr gesucht ist, wurde die Hoffnung, daß ich durch dasselbe mein Magenübel verlieren würde, ganz zu Wasser. Bei der Strandrede, die ich bei der Ankunft gehalten, hatte ich mich heiser geschrieen und diese Heiserkeit wurde durch ununterbrochene Stürme auf der Insel — die ältesten Leute konnten sich auf solche Stürme nicht besinnen — nicht gebessert, so daß

ich nicht zu baden wagte und den Arzt fragte. Er untersuchte mich und meinte, wenn ich gebadet hätte, wäre ich wahrscheinlich auf der Insel geblieben. Welcher Schreck! Die Folge war, daß ich beschloß, Borkum nach vierzehn Tagen wieder zu verlassen. Vor meiner Abreise bestieg ich noch den hohen Leuchtturm, und der Blick, den ich da genoß, war von ergreifenden Gefühlen begleitet. Weit weg von dem Treiben der Welt, von dem Hetzen und Jagen des Festlandes, von dem Lärm der Städte, von dem Kampf und Streit ums Dasein, auf einer Scholle zu stehen, wo man nichts als den blauen Himmel über sich und das unendliche Meer vor sich sieht und sozusagen mit dem Schöpfer allein sich fühlt, das ist ein Augenblick, den die beste Feder nicht erschöpfend wiedergeben kann. Ich gedachte dabei an das Wort des Dichters: „Wie auf der Wogen ungewissem Schwanken sich Schiff um Schiff verliert im Segelkleid, verlieren hier sich leise die Gedanken im Wunderkreise der Unsterblichkeit."

Die erhoffte Stärkung meiner Gesundheit war nicht eingetreten und unbefriedigt verließ ich die Insel. Indes ich dachte wie Goethe im Tasso: „Wir hoffen immer und in allen Dingen ist besser hoffen als verzweifeln." Als ich mit Frau und Sohn die Rückreise antrat, setzten wir alle unsre Hoffnungen auf den Harz. Die Rückfahrt von Borkum bis Emden war aber eine wahre Folter für meine arme Frau, da sie die Seekrankheit viel schlimmer als bei der Hinreise bekam, und als wir im Gasthof zu Emden uns erholten, meinte sie, diesmal sei sie so hingewesen, daß es ihr ganz gleichgültig gewesen wäre, wenn man sie ins Meer geworfen hätte. Im Begriff nach der Eisenbahn zu gehen, baten wir einen Dienstmann, unser Gepäck auf die nahe Bahn zu bringen. Er verlangte 1 M. 50 Pf. und als mir dies zu teuer war, ließ er mich ruhig gehen. Ein Bürger von Emden trat auf mich zu, und nachdem ich ihm die Forderung des Mannes genannt hatte, ging er auf ihn zu und fragte ihn: „Wollen Sie die Sachen für eine Mark tragen?" „Nein!" war die kurze, barsche Antwort. „Gut," rief der Bürger, „jetzt, mein Herr, geben Sie Ihr Gepäck auf den Hotelwagen, der dort vor dem Gasthof steht, da bezahlen

Sie 50 Pf." Es geschah und ich wanderte mit dem freundlichen Manne nach dem Bahnhof, wo er Geschäfte hatte. Natürlich forschte er nach meiner Heimat und freute sich, als er den Namen Leipzig hörte, der ja überall einen guten Klang hat. Wir kamen auf dem Wege wieder an dem Dienstmann vorbei, der für den kurzen Gang den hohen Preis verlangte. „Sehen Sie," sprach mein Begleiter, „da lehnt er müßig an der Säule. Er hätte die Mark leicht verdienen können, aber wenn er nur seinen Kopf aufsetzen kann, das ist ihm lieber als ein kleiner Verdienst. Früher hatten wir gefällige, bescheidene und genügsame Dienstleute, jetzt haben wir unzufriedene, mürrische, anmaßende und grobe Dienstmänner!" „Ja," rief ich dazwischen, „Goethe hat vielleicht recht, wenn er sagt: Alle Guten sind genügsam! und eben so Jean Paul, wenn er sagt: Eitlem Glück nachjagen heißt, sich von der Zufriedenheit entfernen!" „Und wem haben wir die Änderung in dem Charakter unsrer Dienstleute zu danken?" fragte er mich. Ich schwieg nachdenklich. „Ihrem Bebel!" rief er mit sichtlicher Entrüstung, „der hat den Leuten den Kopf verdreht, so daß sie weiter keinen Gedanken haben, als daß das Brot, welches der Reiche genießt, sie selbst essen müßten." Wir waren bald am Bahnhof und nahmen Abschied von dem biedern, menschenfreundlichen Bürger; ich dachte aber noch lange über seine Anschauungen und Prophezeiungen nach.

Das Dampfroß brachte uns bald nach Harzburg, wo wir in einem Gasthause eine Nacht verlebten, die sich nicht mit Frieden und Ruhe auf uns senkte, und so voll Spektakel war, daß ich kein Auge zugethan habe. Jean Paul schilderte die Nacht so herrlich, wenn er sagt: „Warum legt der Abend, warum die Nacht heisere Liebe in unser Herz? Ists der nächtliche Druck der Hilflosigkeit, oder ists nicht die erhebende Absonderung aus dem Lebensgewühl, die Verhüllung der Welt, worin die Seele nichts mehr bleibt als Seele?" Das konnten wir auf uns nicht anwenden, wir waren leider nicht sehr abgesondert. Unsre Schlafkammer war nur durch eine schlecht schließende Thür von dem Tanzsaale getrennt. Müd und matt — wir hatten den Wasserfall und die Bärensteine

besucht — legten wir uns schon nach zehn Uhr zu Bett, da wir Ruhe nötig hatten. Aber kaum hatte uns Gott Morpheus in die Arme genommen, als ich ein Feuersignal hörte und aus dem Schlafe auffuhr, in den ich so leicht nicht wieder kommen sollte. Die Feuerwehr hatte ihren Ball in dem Saale und kam nun in der zwölften Stunde mit einem Gepolter und Gejohle angerückt, das ihre Hexenluststimmung erkennen ließ und mich vollständig munter machte. Auch meine Frau und mein Sohn fuhren erschreckt in dem Bette auf, schliefen aber weiter, als sie die Ursache des Getümmels erfuhren. Was nun alles kam, die Musik der Feuerwehrhörner, die Tänze (die mitunter klangen, als wenn Riesen ihre Beine schwenkten), das Signalblasen, der Streit und Zank (ob es auch Prügel regnete, weiß ich nicht, gefährlich genug klang es) und das Gekichere und Gequieke, gegen das der Lokomotivenpfiff eine sanfte Musik war — das will ich nicht beschreiben. Genug, als der Wirt fragte, wie wir geschlafen hätten, antwortete ich: „Sie meinen, wie wir gewacht haben." Er schlug ein helles Lachen auf und sagte: „Wären Sie doch aufgestanden und hätten mitgetanzt."

Von Harzburg gelangten wir durch eine Fahrt mit dem Dampfwagen und auf einem wundervollen Fußweg über Ilsenburg nach Wernigerode und von da mit Wagen nach Hasserode, wo wir in der Försterei zwei prächtige Stuben und originelle, aber biedere Wirtsleute fanden. Der Förster, eine echte, grobe, aber höchst ehrenwerte Waidmannsnatur, sagte mir eines Tages beim Kaffee in der Laube: „Sie sind mir ganz angenehm, Herr Doktor, aber eigentlich wünsche ich alle Fremden zum Teufel, weil sie mir das Wild stören," und als wir eine Nacht weggeblieben waren ohne sein Wissen — wir hatten einen weiteren Abstecher gemacht — kanzelte er mich gewaltig ab. „Ich muß für Ihr Leben haften," rief er ganz erregt, „ich habe es zu verantworten, wie es Ihnen bei mir geht, ich habe vor Sorgen nicht schlafen können, das machen Sie mir nicht mehr!" Ich wußte nicht, ob ich mich über diese Derbheit ärgern oder über seine Teilnahme freuen sollte. Ich gab dem Gespräch eine heitere Wendung; der Mißton

löste sich auf und lachend erzählte er mir eine Reihe von Schnurren aus seinem Jägerleben.

Eine der schönsten Erinnerungen aus meinem Harzaufenthalt ist die Brockenreise. Sie wurde von Schierke aus zu Fuß unternommen und dauerte von früh an bis zum späten Abend. Als wir hinter Schierke in die himmelhohe Tannenwaldung eintraten, dachte ich an Heinrich Heine, der in seiner Schilderung des Harzes sagt: „Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke, denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten wie mit hellgrünen Sammetpolstern bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, es ist alles wie verzaubert" ꝛc. Der Brocken, der übrigens an ergötzliche Blocksberg- und Hexengeschichten erinnert, will aber erstiegen sein und prüft die Spazierhölzer. Wenn wir die Herunterkommenden ermüdet fragten, ob denn der Weg nach dem Brockenhaus noch weit sei, hieß es: „Nein, in einer Stunde sind Sie oben." Was ist eine Stunde für todmüde Wanderer! Endlich, nachdem die Tannen sich immer zwerghafter gestalteten und fast nur noch Heidelbeeren und Bergkräuter sich zeigten und mein Söhnlein wiederholt gefragt hatte, ob wir denn nicht bald in den Wolken wären, da erschien das ersehnte Brockenhaus. Columbus kann nicht freudiger: „Land, Land!" gerufen haben wie ich: „Das Haus, das Haus!" als wir das Gebäude in Sicht bekamen. Je näher wir dem Hause kamen, desto lebendiger wurde es von Menschen. Zu unserm nicht geringen Schreck hörten wir, daß Betten nicht mehr zu haben seien, und daß das Haus ganz voll wäre. Angekommen, ging ich gleich zum Wirt und fragte sorgenvoll nach einem Unterkommen. „Dr. Pilz aus Leipzig?" fragte er, und auf mein „Ja!" sagte er: „Für Sie ist alles bereit, eine schöne geräumige Stube mit Aussicht." Über diese liebenswürdige Überraschung war ich vor Staunen ganz starr; erfuhr aber

dann, daß mein trefflicher Speisewirt, Herr Hesselbarth, das Muster eines zuvorkommenden Wirtes, der von meiner Wanderung nach dem Berge gehört, sofort hinauftelegraphiert und Wohnung für mich bestellt hatte. Müde und matt suchten wir nach kurzem Verweilen in dem Gastzimmer unsre Lagerstätten auf und sanken bald in einen sanften Schlummer, der uns nach dieser Ersteigung zu gönnen war. Sehr bald wurden wir aber durch eine Glocke aufgeweckt, die um drei Uhr zu läuten anfing und die nahe Ankunft der Sonne den Gästen anzeigte. Wir fuhren wie der Blitz in die Kleider und gingen hinaus, um das wunderbare Schauspiel zu sehen. Als am äußersten Rande des Horizontes die Tageskönigin erschien und uns begrüßte, während alles unter uns noch in Nacht und Duster lag, da war es uns, als sollten wir niedersinken, und nie haben wir unser Morgengebet inniger zum Himmel gesandt, wie damals. Mir fiel Jean Pauls Wort ein: „Auf einen Berg steigt der Mensch wie das Kind auf einen Stuhl, um näher am Angesicht der unendlichen Mutter zu stehen und sie zu erlangen mit seiner kleinen Umarmung." Als ich nun, nachdem der junge Tag seine Schwingen ausgebreitet und das Licht sich in die Thäler und Tiefen gesenkt, da oben stand und mit meinem Glase fast den 200sten Teil von ganz Europa übersah, da hatte ich dieselbe überwältigende Empfindung, die mich durchdrang, als ich zum ersten Male das Meer in seiner unendlichen Ausdehnung betrachtete und mit dem Dichter ausrief: „Blauschimmerndes Meer, hast jahrtausendelang an Skandias Ufer geschlagen, die Fesseln zerrissen im Lenzesdrang und fernhin die Wellen getragen, dir weih ich mein Lied, denn ich sehn' mich hinaus, wo die Wogen die Scheren umrauschen." „Der Brocken", sagt Heinrich Heine, „ist ein Deutscher; mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns klar und deutlich wie ein Riesenpanorama die vielen Hundert Städte, Städtchen und Dörfer und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen unendlich weit." Es hat etwas Erhabnes, so viel von der lieben Gotteserde zu übersehen. Himmel, auf wieviel Zeichen der Allmacht, auf welche Wunder, welchen Segen, welche Herrlichkeit, aber auch auf wieviel Leid,

Kampf und Streit, auf welche Seufzer- und Thränenfelder sieht man da herab! Da fühlt man sich dem Herzen Gottes näher, der von der Höhe seiner Allmacht alles lenkt und leitet, was auf dem Erdboden geschieht; alle Sorgen fallen von einem ab und das Herz wird leicht. Eine Brockenwanderung ist aber auch ein rechtes Bild vom Leben: hier wie dort wird Anstrengung und Mühe, Ausdauer und Geduld verlangt; Mut und Energie gilts zu beweisen und ist man am Ziel, so ist nicht selten eine arge Enttäuschung der Lohn, und von Aussicht keine Spur. Als wir die herrliche Aussicht genossen, war es das zwölfte Mal, daß in diesem Jahre der Berg sich von seinem Nebelschleier befreit hatte. Das sogenannte Brockengespenst, eine eigentümliche Spiegelung im Morgennebel haben wir leider nicht zu sehen bekommen. Vom Harz, der ein wahres Nadelduftbad, eine Heil- und Erfrischungsquelle ist, schied ich mit den innigsten Dankesgefühlen.

---

4. Kapitel.

Der neue Schuldirektor.

Bonus dux bonum reddit comitem.

Schon bei der Schilderung meines dritten Jahrzehntes im Lehrerberufe habe ich des Direktors F. und seiner Vorzüge und Verdienste gedacht. In dem Tugendkranze, den er sich um seine Direktorstirne wand, traten besonders hervor: Strenge Gewissenhaftigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, und besonders Gerechtigkeit und Teilnahme gegen alle seine Kollegen. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß er die Liebe und Verehrung seiner Mitarbeiter in hohem Grade besaß und daß daher, als er zum Schulinspektor ernannt wurde, in die Freude über diese Ehre ein Wehmutstropfen fiel, weil die Schule ihn verlieren mußte. Bei der Abschiedsfeier sagte er, als man ihm verschiedene Andenken verehrte: „Die Liebe höret nimmer auf!“ und er konnte

das sagen, da die Geschenke wirkliche Liebesboten und nicht formelle oder heuchlerische Angebinde waren.

Wenn ein so vortrefflicher Leiter eine Schule verläßt, so fragt man wohl besorgt: Wird ein würdiger und ebenso treuer Nachfolger gefunden werden? Das Amt eines Direktors ist von nicht geringer Wichtigkeit für eine Unterrichts- und Erziehungsanstalt, das Glück und die Blüte derselben hängt in mehr als einer Hinsicht von ihm ab. Ein Direktor soll das Schul-Ideal in seiner Anstalt zu verkörpern suchen, er soll dem Fortschritt in Theorie und Praxis, in der Methode und Disciplin huldigen; er soll mit Rat und That überall beispringen, wo es nötig ist; er soll Friede und Eintracht wahren im Kollegium, die Begeisterung der Lehrer entflammen und nicht durch Mißtrauen und peinliche Nörgeleien ertöten; er soll den Einzelnen wie die Gesamtheit energisch vertreten und jedem Kollegen seine Autorität wahren; er soll seinen Tadel ohne verwundenden Stachel auftreten lassen und seiner Anerkennung die Wärme geben, die jedem Lehrerherzen wohlthut; er soll die Ehre der Schule hochhalten und unbefugte, ungerechte Angriffe zurückweisen, er soll mit einem Worte der gute Genius der Anstalt sein, der alle Schüler und Schülerinnen mit gleicher Liebe umfaßt, bei aller Strenge die Milde nicht vergißt, und selbst beim Strafen sein väterliches kinderfreundliches Herz nicht verleugnet. W. Lange, der treffliche Pädagog, hat das Ideal von einem Direktor sehr wahr in folgende Worte gefaßt: „Der Direktor, Träger des Grundgedankens der Schule, muß, um eine heilsame Wirkung auf das Gemüt seiner Kollegen auszuüben, der humanste, wohlwollendste, mildeste und nachgiebigste und zugleich der festeste, zäheste und konsequenteste Mann von allen sein!“

Wenn ich mit diesem Ideal das Wirken des Direktors Dr. Z. vergleiche, der auf Dr. F. folgte, so muß ich sagen, daß er in diesem Ideal aufging, denn ich weiß nicht eine der oben genannten Eigenschaften, die ich nicht an ihm entdeckt hätte. Daß Dr. Panitz, der als Stadtrat ihn einführte, recht hatte, wenn er prophezeite, daß der neue Direktor sich sehr bald die Liebe und das Vertrauen

des Kollegiums erwerben würde, das zeigte sich gleich in der ersten Zeit. Mit voller Begeisterung ging er ans Werk, und seine strenge Gewissenhaftigkeit war stets von einer wohlthuenden Humanität begleitet. Als Hospes in den einzelnen Klassen, von denen er sich Kenntnis zu verschaffen hatte, trat er in teilnehmender, kollegialischer und freundlicher Weise auf, daß keiner der Kollegen sich irgendwie verletzt oder gedrückt fühlte. Mißtöne, die sich ins Kollegium einschleichen wollten, wußte er sehr bald aufzulösen und einem Streit in einer Konferenz, der in ein übles Zerwürfnis auszuarten drohte, brach er durch seine Friedensworte die Spitze ab. Was hätte, meinte ein Kollege, werden können, wenn ein unkluger Direktor hier statt zu löschen, Öl ins Feuer gegossen hätte! Welchen Dienst er mir erwies, als ich von bösen Menschen an meiner Ehre angegriffen wurde, das wird später erwähnt werden.

Seine Reformen — die bereits bestehenden trefflichen Einrichtungen hielt er streng fest — betrafen verschiedene Gegenstände, aber er hat nichts durchgeführt und eingeführt ohne seiner Kollegen Beistimmung. So wurden die Memorierübungen aufs neue geordnet, die Denkübungen noch mehr geregelt, der Religionsunterricht zeitgemäß gefördert, und in Specialkonferenzen wurde der Stoff für die einzelnen Klassen revidiert und namentlich auch das Gebiet der Disciplinarmittel öfters erörtert und besprochen. In der Arbeit wie im Verkehr mit seinen Kollegen war er stets von ungeschminkter Freundlichkeit und vergaß selbst dann, wenn ihm Ärger die Stimmung trüben wollte, die Liebenswürdigkeit gegen die Kollegen nicht. Freilich gab es auch Kollegen, die dann, wenn er einen Fall zu mild beurteilte, oder gegen etwaige Übelstände nicht scharf genug vorging, riefen: Landgraf, werde hart! Werde hart, Landgraf! Aber trotz dieser Milde hat er die Zügel der Schule fest und unverrückt gehalten und ich hätte die Volksschule sehen mögen — es mag dies vielleicht stolz klingen — die uns an Planmäßigkeit, Ordnung und Erfolg übertroffen hätte. Den Eltern erwies er stets die größten Gefälligkeiten und er suchte die verschiedensten Wünsche möglich zu machen (fast ging er darin mitunter zu weit), wenn sie nicht gegen Gesetz und Ordnung ver-

stießen. Und auch den Lehrern suchte er die Arbeit leicht zu machen und nicht durch pedantische Starrköpfigkeit zu verbittern. Sein ganzer Verkehr mit dem Kollegium war so, daß dabei nie die Sachlichkeit, Unparteilichkeit und Humanität unberücksichtigt blieb. Ein erfahrener Pädagog sagt: „Im Schulleben und gerade in diesem am meisten muß der Bureaukratismus, der noch lange nicht beseitigt und nie ganz zu beseitigen ist, sich wenigstens auf das knappste Maß des Notwendigen beschränken, wenn nicht das lebendige Leben und Weben der Schule Not leiden und am Ende gar eine nicht unerhebliche Differenz zwischen der Wirklichkeit und dem Spiegelbilde auf dem Papier eintreten soll.“ Den falschen Bureaukratismus, der sich wie ein Alp auf die Lehrer legt, hat Dr. Z. stets fern gehalten. Er hat stets so gedacht wie einer unsrer hervorragendsten Pädagogen, Fr. Polack, der da sagt: „Wer die Arbeit seiner Untergebenen mit freudiger Teilnahme begleitet, der erfrischt sie mit Tau und übergießt sie mit Sonnenschein. Gewinne die Arbeiter und du förderst die Arbeit. Wer das Herz hat, hat auch die Hände. Zu viel Vorschriften und zu viel Aufsichten sind Bleigewichte für den Arbeiter. Das Gewissen ersetzen keine Paragraphen und den Fleiß schaffen keine Aufseheraugen.“ Mir war er ein Freund, den ich vor Jahren in mein Herz geschlossen hatte. Über Freundschaftsverhältnisse zwischen Direktor und Lehrer ist man verschiedener Meinung. Es giebt Leute, die da sagen, es sei nicht gut, wenn der Direktor zu vertraut mit dem Lehrer sei, weil sich dann der letztere Nachlässigkeiten erlaube. Und in der That bestätigte solchen Verdacht das Verhältnis eines Leipziger Lehrers zu seinem Direktor. Er hatte dem Direktor Geld geborgt und sagte frei und offen: „Ich kann machen, was ich will, mir sagt er nichts, ich stehe mich zu gut mit ihm.“ Leute aber, die hinter der Vertrautheit von Lehrer und Direktor solche Gespenster sehen, haben das Lehramt nie in seinem Ernste, in seiner Heiligkeit erkannt. Wer als Seelsorger der Jugend noch einen Treiber zur Pflichttreue braucht, der ist ein elender Mietling und kein Lehrer. Als Dr. Z., den ich längst liebte und ehrte, an die Schule kam, kannte ich keinen Gedanken als

den, die größte Gewissenhaftigkeit und die sorgsamste Führung meines Klassenamtes festzuhalten, um meinem Freunde sein verantwortungsreiches Amt ja nicht zu erschweren. Die Kinder hatte er gern offen und heiter. Als er einmal in meine Klasse trat, wo sich gerade ein schallendes Gelächter ereignete, sagte er auf meine Bitte um Entschuldigung: „Immer erhalten Sie Ihre Kinder so fröhlich; heitere Kinder lernen auch besser.“ Er dachte wie der alte Dinter, der da sagt: „Wahrlich, ihr Schulmeister, wisset nicht, welche Freuden ihr euch selbst entreißet, wenn ihr eure Kinder schüchtern erzieht.“ Daß er bei aller Milde und Freundlichkeit gegen die Kinder auch die Strenge nicht vergaß, wo sie nötig war, davon habe ich mich mehr als einmal überzeugt, und es war mir bezeichnend, als mir ein Schutzmann, den ich auf die Straßenflegelei eines Schülers hinwies und den ich bat einzuschreiten, sagte: „Ach, vor uns haben die Bengel wenig Respekt, am meisten wirkt es noch, wenn wir damit drohen, es dem Direktor Z. zu sagen.“

Schon manches Mal habe ich Gott im stillen gedankt, daß er mir das Glück geschenkt, unter drei so verdienstvollen Werkführern an unsrer Schule arbeiten zu können (H., F. und Z.), aber dieser Dank wurde am heißesten, als es mir vergönnt war, mein praktisches Lehramt unter einem so liebenswürdigen, wohlwollenden und kollegialischen Direktor abschließen zu können, und aus meiner Schulwirksamkeit mit den schönsten, durch keinen Mißton getrübten Erinnerungen zu scheiden.

---

5. Kapitel.

Der königliche Bezirksschulinspektor.

Was Jahrzehnte hindurch von Pädagogen und Nichtpädagogen als eine zu lösende wichtige Zeitfrage hingestellt wurde, was die Lehrerwelt heiß ersehnte und von dem sie sich die herr-

lichsten Bilder und Träume schuf, es trat mit dem neuen Schulgesetze im Jahre 1874 ein. Die Schule erhielt ihre Inspektoren aus dem Lehrerstande. Und so bekamen auch die Leipziger Schulen einen Pädagogen als königlichen Schulinspektor. Es war der frühere Realschuldirektor Dr. Hempel, ein Nachkomme des berühmten Hempel, dessen Lesebücher (der große und der kleine Hempel) in vieler Hinsicht noch heute trotz der Sintflut von Lesebüchern nicht übertroffen sind und einstmals in allen Stadt- und Landschulen eingebürgert waren. Auch ich schöpfte als Kind meine ganze Weisheit aus ihnen.

Der neue mit Spannung erwartete Inspektor brachte einen Schatz von Erfahrungen und ein Herz für die Sache der Schule mit; aber gleich seine erste Anrede an das Kollegium meiner Schule zeigte den klaren, nüchternen, nur vorsichtig hoffenden Mann. Er sagte u. a.: „Wie die neue Einrichtung sich bewähren wird, das wissen wir alle nicht; es gilt aber dahin zu streben, daß sich die besten Früchte davon ergeben.“ Daß auch die einzelnen Lehrer nicht alle gleich begeistert waren für die neue Sache, lehrte mich die Bemerkung eines Kollegen: „Es mußten Pfründen geschaffen werden für gewisse Leute, weiter hat es keinen Zweck.“ Was nun die Kenntnisse und Fähigkeiten anlangt, die Herr Dr. Hempel mitbrachte zum Inspektoramte, so bezeichnen dieselben die Worte eines Kollegen kurz und bündig: „Der Schulrat ist nicht nur körperlich, sondern auch geistig einen Kopf länger als wir alle.“ In der That zeigte er nicht nur warme Teilnahme an jeglicher Lehrerarbeit, sondern griff in die Schulwirksamkeit auch selbst mit ein, er examinierte, katechisierte und dokumentierte sich dabei als ein gewandter Beherrscher der entwickelnden Methode. Er konnte also sagen wie der Kreisschulinspektor Polack zu seinen Lehrern: „Ich bin einer der Ihrigen; nicht mit einem Aufwand äußerer Würde, nicht mit künstlichen Machthebeln trete ich unter Sie, sondern mit einer langjährigen Erfahrung im Schulamt, mit großer Arbeitslust und mit einem Herzen voll Liebe für Schule und Lehrer.“

Als er zum Revisor des Gesamtgymnasiums ernannt worden war, kam er in meine Klasse, hörte im Geschichtsunterricht zu

und entwickelte dann selbst mit den 10—12jährigen Knaben den Begriff einer Republik. Ich hörte bewundernd zu. Daß er sich über meine Schüler lobend ausgesprochen, erfuhr ich erst vom Direktor, denn er hatte die Gewohnheit — und hat sie wohl noch jetzt — nach dem Hospitieren sich ohne irgend einen Tadel oder ein Lob zu verabschieden. Freilich gab es gewisse stille Anzeichen für seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit; so war namentlich sein Hinaussehen zum Fenster ein schlimmer Prophet. Daß er in der Regel nur dem Direktor seine Ansichten über den Stand der Klasse mitteilte, ist verschieden beurteilt worden, ich habe es stets klug und gut genannt. Gelobt will jeder vom Schulrat werden, und Jean Paul hat wohl als Menschenkenner gesprochen, wenn er sagt: „Lob ist Luft, die das einzige ist, was der Mensch unaufhörlich verschlucken kann und muß.“ Und der Tadel, den Jean Paul die Citronensäure am Lob nennt, will keinem schmecken. Erfahren nun die Lehrer das Lob (scherzend sagte der Schulrat einmal, daß er leider zum Loben kein rechtes Geschick habe) oder den Tadel des Vorgesetzten vom Direktor, so erhält das erstere besondere Süßigkeit und der letztere verliert den Stachel. Um sich, wie er einmal sagte, Abwechselung bei seinem Inspizieren zu verschaffen, hielt er mitunter förmlich Schule, sprang auch nicht selten für kranke Kollegen ein.

Wenn er bei einer Lehrerversammlung (Schul-Konferenz) sagte: „Ich komme nicht, um zu herrschen, sondern um mit Ihnen zu arbeiten!“ so war dies keine Phrase, sondern ein wahres Wort aus seinem Leben heraus. Alle Anstalten von den Fortbildungsschulen bis zu den Kindergärten und Pensionaten sahen und sehen ihn noch als teilnehmenden, sich für jede Kleinigkeit interessierenden Freund und Berater. Einst besuchte er die Schornsteinfegerschule, von der ich zu seiner Verwunderung keine Ahnung hatte. Er lud mich zu diesem Besuche ein, und die Prüfung dieser Schule wird mir unvergeßlich bleiben. Nachdem der Oberlehrer die Religionsprüfung über das siebente Gebot gehalten hatte, wobei die Knaben gute Antworten gaben, examinierte der Schulrat selbst. Er lies rechnen und berechnen, und zwar lauter Dinge, bei denen

den Kindern, wie der Volksmund sagt, das Wasser im Munde hätte mögen zusammenlaufen, nämlich Kuchen, Würste ꝛc. Das Einmaleins gestaltete sich teilweise zu einem Vexierspiel zur großen Heiterkeit der Zuhörer, und beim Lesen gestattete der Lehrer einem Knaben, der nicht gut sehen konnte, sich auf die Bank zu stellen und das Buch ans Gaslicht zu halten. Als ich beim Heraustreten aus dieser Anstalt dem Schulrat sagte, wie ich mich über die außerordentlich freundliche und humane Art der Prüfung gefreut hätte, meinte er: „Nun, das fehlte nur noch, daß man den armen Jungen, die für uns in den alten finstern Schloten herumkriechen müssen, das Leben schwer machte!“

Ganz besonders strahlte seine warme Teilnahme aus den Reden heraus, die er bei Einweihung von Schulhäusern, Einführung von Direktoren und anderen Gelegenheiten hielt. Ich will nur auf drei derselben, die mir unvergeßlich geblieben sind, hinweisen. In der neuen Schule zu Neustadt, in welchem Orte man den Lehrern das Leben sauer gemacht und sie mit Angriffen verschiedener Art gekränkt hatte, sprach er in der Weiherede über den Bibelspruch: „Es müsse Friede sein in diesen Mauern!“ und richtete dabei an Groß und Klein sehr ernste Mahnungen, die wie gewaltige Hammerschläge ertönten und geeignet waren, für ein richtiges Verhältnis zwischen Eltern und Lehrern Bahn zu machen. In der neu erbauten 4. Bürgerschule zu Leipzig sprach er über den Text: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen“; er stellte dabei die Schule in ihrer Verklärung dar, zeigte, wie man in ihr Moses und Elias und Christo eine Hütte zu bauen habe, und seine Worte waren geeignet, neue Begeisterung in den Herzen der Lehrer zu entzünden. Bei der Einführung von zwei Direktoren, die etwas scharfe Geister waren und von denen namentlich der eine, durch üble Erfahrungen gereizt, die Milch der frommen Denkungsart etwas verloren hatte und bitter geworden war, gruppierte er seine Gedanken in der Rede um den Satz: „Die Liebe in Wahrheit, die Wahrheit in Liebe!“ und betonte dabei, daß bei aller Strenge, bei allem eisernen Festhalten an Gesetz und Ordnung, bei aller Wachsamkeit und gewissenhaften

Beaufsichtigung doch die Liebe und Milde der Hauptgrundzug bleiben müsse im Verkehr zwischen Lehrern und Lehrern, zwischen Lehrern und Kindern und überhaupt Humanität im Reich der Schule stets zu regieren habe. Als ich ihm auf dem Wege aus der Schule andeutete, daß er mir als Herzenskündiger erschienen wäre, meinte er: „Ich denke, es ist bei einer solchen Einführung gut, auch an die Gefahr zu erinnern, die in allzu großem Eifer liegen kann.“ Gewiß hatte er recht.

Äußerst interessant und wahre Festtage sind stets die Jahreskonferenzen gewesen, die er mit den Lehrern hielt. Seine Berichte, denen er immer einen packenden klassischen Ausspruch oder ein ergreifendes Bibelwort zu Grunde legte, verbreiteten sich in ungeschminkter Weise über das Gute, was er gefunden, über die Mängel, die er entdeckt hatte, und er führte dabei die Kollegen immer auf die Höhe ihres Berufs und hielt ihnen die rechten Ideale vor. Bei den Festmählern schlägt er gern auch die humoristische Seite an und manches seiner Worte bei Toasten hat eine stürmische Heiterkeit erregt, wie es z. B. der Fall war, als er die Lehrernamen nach dem Adreßbuche vorführte und nachwies, wieviel Schneider, Schmidte, Böttcher, Zimmermänner, überhaupt Handwerker darunter seien, ebenso wie alle Regionen des Tier- und Pflanzenreiches vertreten wären.

Auf meine lebenslange Dankbarkeit hat er dadurch ein Recht, daß er meiner „Cornelia“ vom Anfange an Interesse schenkte und sie durch echt praktische, alle Leser erfreuende und fesselnde Beiträge unterstützte; aber auch besonders dadurch, daß er meiner lieben pädagogischen Gesellschaft beitrat mit einem Versprechen, das er bis zur Stunde gehalten hat, und das lautete: „Ich werde nie fehlen, wenn ich nicht dringende Abhaltung habe.“ Seinen Verdiensten um die Gesellschaft hat er dadurch die Krone aufgesetzt, daß er den Vorsitz derselben übernahm und bis 1890 mit wahrer Aufopferung fortführte.

Und nun schauen wir uns den verehrten Mann im ganzen an! Er scheint gleich auf den ersten Blick als ein Charakter, klar, fest und entschlossen. Freilich muß man ihn aber dann, um

seine Geistes- und Herzenseigenschaften richtig zu würdigen, auch allseitig und im ganzen betrachten. Er scheint mitunter zugeknöpft und ist doch aufrichtig teilnehmend und bis zu dem Grade, den sein Amt zuläßt, vertraut und kollegialisch; er scheint manchem kalt und ist doch hochbegeistert für die Hebung der Schule und des Lehrerstandes; er erscheint hier und da mitunter rücksichtslos und beweist doch oft die größte Zartheit und Milde; er tritt mitunter hart und streng auf (so daß ein Lehrer beim Festmahl das Schreckwort: Hannibal ante portas auf ihn anwendete) und ist doch wieder, wo es sein muß, human und nachsichtig; er kann bei seiner Hochanschlagung des Kleinen in der Schulpraxis (Haltung, Kleidung ꝛc.) leicht in den Ruf eines Pedanten geraten und ist doch in tausend Dingen freidenkend und nichts weniger als kleinlich; er scheint nicht selten hart gegen die Kinder und meints doch väterlich gut mit ihnen. Kellner sagt: „Schulräte und Schulinspektoren sind allerdings Personen von Einfluß und Wichtigkeit; aber sie vermögen es nicht, dem Mietlinge ein Herz zu geben; sie können den Sittenlosen nicht bessern, sondern zumeist nur strafen; ihr Einfluß ist zu schwach, um verderbte oder verschrobene Persönlichkeiten umzuändern.“ Vielleicht ist dies Wort öfters zutreffend, aber auf den von uns geschilderten Mann paßt es doch nicht ganz. Er hat es verstanden, so energisch auf das Leipziger Schulwesen einzuwirken, daß ein Lehrer in einer Sitzung von Kollegen sagen konnte: Nie ist die Schule so im Trabe gewesen wie seit Hempels Amtierung als Inspektor.

Das, was ich über den verdienstvollen Mann hier gesagt habe, sind keine von Schmeichelei angehauchte Phrasen; ich könnte, wenn es nötig wäre, jede meiner Behauptungen durch schlagende, überzeugende Beispiele illustrieren, will es aber nicht thun, zumal, da er mich einmal bat, von seiner Persönlichkeit so viel als möglich abzusehen. Das Wenige, was ich hier über ihn gesagt, hat mir mein Herz und die Liebe zur Wahrheit diktiert, wobei ich an Rückerts Wort gedacht habe: „Was einem Menschen du nicht frei ins Angesicht darfst sagen, sag ihm das auch hinterm Rücken nicht!“

6. Kapitel.

Gegner und Feinde.

Viel Feind viel Ehr!

Lehrer sitzen in einem Glashause. Daher ist es kein Wunder, wenn sie benörgelt, angefochten und von Berufenen und Unberufenen in die Schere genommen und nicht ganz selten ungerecht beurteilt werden. Trotzdem, daß ein Lehrer seine Pflicht wie ein Engel erfüllt, sieht er sich doch oft von einem unheimlichen Netz umgeben, das ihm Gegner und Verleumder stellen. Dem einen Vater ist er zu streng, dem andern zu mild gegen die Kinder; dem einen strengt er das Kind zu sehr an, der andere behauptet: Der Lehrer giebt zu wenig oder (weil man gern den Mund etwas voll nimmt) gar nichts auf; der eine schimpft auf das Dableiben der Kinder und andere ihm nicht sympathische Strafen; der andere mahnt fortwährend: „Seien Sie ja recht strenge gegen mein Kind!" und fällt dann ja einmal ein Klapps, welches Zetermordio ist da los! Oftmals will man auch dem Lehrer die Sünden des Hauses aufbürden und ihn für Dinge verantwortlich machen, die in erster Linie die Familie angehen, wie z. B. Reinlichkeit an den Kleidern oder in den zu Hause benutzten Büchern. Gar nicht selten glaubt man auch dem Geschwätz der Kinder und läßt sich durch offenbare Lügen oder mißverstandene Dinge gegen den Lehrer erbittern. Zu diesen Zankäpfeln kommt noch einer, der nicht nur häufig zwischen Eltern und Lehrer fällt, sondern auch hinsichtlich der Bitterkeit alle andern übertrifft, es ist dies die Versetzungs- und Censurenangelegenheit. Als ich einmal einen Bürger fragte, ob er einen gewissen Kollegen kenne, sagte er: „Ja, ich kenne ihn, er mag auch ein tüchtiger Schulmann sein, aber ich bin noch eine Wut auf ihn, weil er meine Tochter in der Klasse hat sitzen lassen." Mit solchem Mißtrauen in die Gerechtigkeit des Lehrers geht die völlige Verkennung seiner ganzen

Wirksamkeit Hand in Hand. Und in solcher Weise wurde auch ich angefochten, doch waren zum Glück die Fälle nur vereinzelt, in denen in schnöder und gemeiner Weise der Stab über mich gebrochen wurde. Als ich in einer Restauration still in einer Ecke saß und bei einem Glase Gerstensaft von des Tages Last mich erholen wollte, trat ein Weib an mich heran, dem ich es an Blick und Wort gleich ansah, daß die Milch der frommen Denkungsart bei ihr in gährend Drachengift sich verwandelt hatte. „Also Sie sind der schöne Herr Doktor!" redete mich die erzürnte Frau an, „was ist denn das mit meiner Tochter? bei ihrem ersten Lehrer hatte sie fast lauter Einsen und bei Ihnen hat sie lauter Zweien." Und nun ließ sie im Ton einer Megäre vor allen Leuten einen Strom von beleidigenden Reden gegen mich los. Ich wandte mich an ihren anwesenden Mann mit der Mahnung: „Schließen Sie Ihrer Frau den Mund, sonst muß ich sie vor den Strafrichter citieren." Der Pantoffelheld vermochte nichts, sie schimpfte fort und ich verließ das Lokal. Der Direktor, dem ich diesen Überfall erzählte, bestellte sie in die Schule. Natürlich kam sie nicht, schrieb mir aber einen Brief, in dem sie alle Schmähungen zurücknahm.

Auch ein Vater erwies mir die Ehre seiner Feindschaft und lästerte bei dem Direktor über mich. Ich verlangte, daß er binnen 24 Stunden alle Aussagen über mich zurücknähme; wenn es nicht geschähe, würde ich klagen. Er nahm alles zurück in einem Briefe, worin er schließlich unverfroren meinte: Es sei doch sehr schlecht von dem Direktor, daß er alles ausgeplaudert habe.

Allein solche Plänkeleien und Wespenstiche hat jeder Lehrer auszuhalten; sie werden abgethan und vergessen. Ganz anders aber ist die Sache, wenn ein ganzes Komplott gegen den Lehrer geschmiedet wird und die Bosheit der einzelnen Mitglieder der Verschwörung vor keinem Mittel zurückschrickt. Ein solches Komplott gegen mich war erst im geheimen und dann in der frechsten Weise thätig; als Hauptwaffe sollten die Berichte dienen, die sie dem Direktor über mich gaben. Sie lauteten: „Dr. P. ist unfähig zum Lehrer, er erzielt nur äußerst schwache Resultate; dabei

ist er nachlässig im höchsten Grade, kommt immer erst um halb in die Schule, und in der Schule macht er nichts weiter als Artikel für die Zeitungen. In der Schreibstunde geht er in der Stube herum oder sieht zum Fenster hinaus!" Als mir mein Direktor und Freund diese unerhörten, ihn selbst empörenden Verleumdungen mitteilte, setzte er hinzu: „Daß Sie, gerade Sie zu solch niederträchtigen Feinden kommen, ist mir ein vollständiges Rätsel." Ich hatte auch nicht die geringste Ahnung, was die Ursache einer solch schmachvollen Verlästerung meiner Person sein könne. Wer waren denn nun die Ehrenmänner, die solche Pfeile auf mich schossen? Arbeiter mit einem Lehrer an der Spitze. Statt daß derselbe mir es hätte auf den Knien danken sollen, was ich an seinem flüchtigen, flatterhaften, unordentlichen Kinde gethan, war er der schlimmste Leiter und Hetzer des Komplotts. Die Leute raisonnierten in den Kneipen auf mich wie die Rohrsperlinge, sie suchten die Stadtverordneten gegen mich einzunehmen (ein Kollege teilte mir diese Machinationen mit) und waren nahe daran, auch in der Presse mit Steinen nach mir zu werfen. Auch hinter die Kinder versuchte man sich zu stecken, horchte sie aus und braute aus ihren unsichern und falschen Aussagen ein Ragout der abscheulichsten Verleumdungen zusammen. Ja, aber, wird mancher Leser denken, war denn nicht etwas dran an den Beschuldigungen? Aus den Fingern konnten sich doch die Leute solches Gift nicht saugen. O ja; die Ursache der Angriffe war ein großes Verbrechen, das ich als Lehrer begangen. Ich hatte das Kind jenes Lehrers wegen fortgesetzter Unaufmerksamkeit in meine nächste Nähe auf eine untere Bank gesetzt. Er verlangte die Rückkehr derselben auf ihren eigentlichen Platz und ich machte ihm in Ruhe klar, daß ich meine Maßregel als nötig und heilsam erachtete und daß ich nur bei Besserung des Kindes sie aufheben würde. Mit einer überhöflichen Verbeugung ging er fort und ich hatte keine Ahnung von der Schlange, die sich hinter seiner Freundlichkeit verbarg. Meine Stimmung in dieser Zeit war die, welche Schillers Wort ausdrückt: „Ertragen muß man, was der Himmel sendet, Unbilliges erträgt kein edles Herz." Ich suchte Schutz bei dem Stadtrat

und Schulrat und Direktor, und sie standen mir bei wie man einem unschuldig Verlästerten nur beistehen kann. Mein Freund Stadtrat Panitz beklagte diese Angriffe deshalb so sehr, weil das alte römische Wort: calumniare audacter, semper aliquid haeret sich auch hier bewahrheiten könne. Daß es nicht so kam, war das energische Verteidigungswerk des Direktors und des Schulrates. Der letztere sagte mir, als ich ihm meine Not klagte: „Sie als erfahrner Schulmann wissen doch, daß wir uns alle einen glatten Mantel anschaffen müssen, an dem die Schmähungen und üblen Nachreden wie Regentropfen heruntergleiten. Ich weiß, wie Sie arbeiten, ich kenne den guten Stand ihrer Klasse, deshalb können Sie ganz ruhig sein. Als ich ihm bemerkte, daß ich gesonnen wäre, die Verleumder zu verklagen, weil ich der Ansicht Scheffels im Ekkehard sei: „Stumme Verachtung unwürdiger Angreifer gilt allzu leicht für Schwäche", da riet er mir das lieber nicht zu thun. „Die Leute", meinte er, „werden bestraft, das ist ja richtig; aber der Prozeß dauert drei Vierteljahr oder noch länger, und Sie ärgern sich, so lange er dauert. Er hatte recht, ich danke ihm noch heute für seinen weisen Rat. Wie entschieden er für mich eintreten wollte, erfuhr ich, als ich ihm mitteilte, daß man bei der Schulprüfung wieder gewagt hatte, mich mit Schmutz zu bewerfen. „Nun wollen wir Ruhe schaffen", rief er, „bei der ersten Entdeckung einer neuen Verleumdung wollen wir energisch gegen diese Lehrerfeinde losgehen; ich stehe hinter Ihnen und werde selbst die Sache führen." Gewiß dachte er wie sein Kollege Oberschulrat Lauckhard, der da meint, daß der Ruf des Lehrers nicht die geringste Trübung, keinen Vorwurf und keinen Zweifel verträgt. Es ist aber seit dieser Zeit nie wieder ein Angriff auf meine Ehre gemacht worden. Im Gegenteil habe ich so viel Liebe und Dankbarkeit bei Kindern und Eltern gefunden, daß mir das erlittene Unrecht und der Ärger zehnfach vergütet wurde. Und das Ende von diesem trüben Liede? Ich nahm mir das Wort zu Herzen: „Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich soll", und wurde nur noch vorsichtiger und sorgfältiger in der Wahrung meines Rufes; ich suchte vor allen Dingen die

Seelenruhe wieder zu erlangen, eingedenk des Wortes in Polacks Brosamen: „So lange das Herz hadert, heilt es nicht.“ Und ich tröstete mich endlich auch mit Lauckhards Worten: „Der böswilligen Verleumdung kann zwar niemand entgehen, auch der Beste nicht; aber das Publikum — das junge und alte — hat einen feinen Sinn für boshafte Verleumdung. Wer rein ist, dessen guter Ruf ist bald wieder hergestellt und taucht wie der Schwan, den die Krähen mit Schmutz bewarfen, nur desto weißer aus dem Wasser wieder empor.“

---

7. Kapitel.

Mein Referentenamt.

Ex aequo da omnibus!

Im Jahre 1878 feierte ich als Mitarbeiter am Leipziger Tageblatt mein 25jähriges Jubiläum. Ich hatte in dem zurückgelegten Vierteljahrhundert so manchen Federzug für das Blatt gethan und namentlich auch als Berichterstatter gewirkt. Das Referentenamt hat seine Leiden und Freuden, seine Rosen und Dornen; seine schweren und leichten Seiten, verlangt aber stets eine gute Portion diplomatischer Klugheit, und bei aller Strenge und Gewissenhaftigkeit doch auch die nötige Milde und Rücksicht, wenn man nicht immer auf Hühneraugen treten und sich erbitterte Feinde schaffen will. Allein obgleich ich mir als Referent die vollständigste Objektivität und Wahrheit zur Pflicht machte eingedenk des Wortes von Lessing: „Ha, das nenn ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu verfehlen! Für sie alles aufs Spiel zu setzen: Leib und Leben, Gut und Blut“; obgleich ich dabei in gewissen Fällen Zartheit und Schonung walten ließ, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß mir Angriffe bereitet wurden und mir Sutermeisters Wort so recht klar wurde: „Für eine Wahrheit, die die Welt von dir empfangen, wolle beileibe nie Belohnung gar empfangen; sei schließlich froh, wenn sie dich nur läßt ungehangen.“ Zum

Glück waren solche Angriffe nur Seltenheiten, die aus argen Mißverständnissen hervorgingen, und mein heimgegangener unvergeßlicher Freund Hüttner sagte mir eines Tages: „Lieber Freund, Sie sind derjenige von uns, gegen den am wenigsten genörgelt wird.“ Unter den Giftbriefen die ich von Leuten erhielt, deren dünkelhafte Erwartungen ich nicht befriedigt hatte, war aber einer, der mir das Blut in die Wangen trieb und mich so schwer beleidigte, daß ich mich nach dem Strafrichter umsehen mußte. Welches war mein Verbrechen? Ich hatte von der Komposition eines jungen Musikers gesagt, sie komme mir vor wie ein schönes Gesicht ohne wohlthuenden Ausdruck, sie enthalte viele sehr schöne Stellen, aber im ganzen könnte man dabei nicht recht warm werden; und ein anderes Mal hatte ich vergessen — ohne alle Absicht vergessen — den eitlen Ruhmesjäger als Komponisten zu nennen. Den Brief, den er mir schrieb, habe ich mir als Denkmal eines halb wahnsinnigen, boshaften und anmaßenden Menschen aufgehoben. Als der Friedensrichter uns vorlud, wollte der Beleidiger nicht kommen und als er sich, gedrängt von jenem, einstellen wollte, wurde ich unwohl. Als ich mich wieder gesund fühlte, war die Sache verjährt. Der Friedensrichter bedauerte dies sehr und sagte mir, als ich bei ihm erschien: „Diesen Menschen, bei dessen Geschreibsel man eigentlich nicht recht weiß, ob man laut lachen oder sich ärgern soll, hätte ich so windelweich gemacht, daß er es Ihnen auf den Knien hätte abbitten müssen.“ Als ich meinem Kollegen, dem Musikreferenten und Dirigenten, die Sache erzählte, meinte er: „Ja, ja, so ist dieses Gelichter; loben lassen sie sich gern von jedem Lump, aber ein einziges Wort des Tadels von kompetenter Seite können sie nicht vertragen.“ Und Professor Paul sagte: „Das Referentenamt ist das allermühsamste, undankbarste und fatalste.“ Fast ebenso weh wie diese Angriffe thaten mir die Versuche zu Bestechungen durch Geschenke. Timeo danaos et dona serentes habe ich in dieser Hinsicht stets gedacht, alle Aufmerksamkeiten mir verbeten und niemals — auch dann nicht, wenn eine Aufmerksamkeit nicht gut zu umgehen war — mich in meinen Urteilen irgendwie beirren lassen.

Aber über alle kleinen Leiden hob mich die Freude an meiner Referentenwirksamkeit hinaus, die mir stets eine liebe Erinnerung bleiben wird. Mein Amt als Berichterstatter hat mich nicht nur in allen Kreisen der mir so teuern Stadt heimisch gemacht, es hat mich auch dem Leben an den Puls fühlen lassen und mir eine Fülle von Belehrung und Genuß gebracht, daß ich es neben meinem Berufe, der mir stets heilig gewesen ist und in allen Dingen vorging, als mein liebstes Steckenpferd — wie der Volksmund sagt — betrachtet habe. Ständiger Referent war ich namentlich für alles, was die Volkserziehung betraf, und deshalb hatte ich über alle Festlichkeiten, Prüfungen, Ereignisse, Programme ꝛc. der Schulen zu berichten. Mein heimgegangener Freund, Prof. Eckstein, sagte mir einst, daß die Anbahnung und Einführung dieser Berichte über das Schul- und Erziehungsleben der Stadt mir als ein besonderes Verdienst angerechnet werden müsse, weil dadurch das Interesse und die Teilnahme an dem Wirken der Schule angeregt worden sei. Er war allzu gütig. Sicher aber ist, daß man sich seit jenen Berichten mehr um das Leben und Treiben in den Erziehungsanstalten gekümmert hat. Und das ist nur zu loben. Wenn man auch wohl gesagt hat, daß Schulen in der Stille arbeiten müssen und daß diejenige die beste sei, von der man nicht rede, so ist es doch auch ganz natürlich, daß man jetzt, wo man den Wert und Segen guter Schulen zu schätzen weiß, auch gern einen Blick in die Schulverhältnisse hinein wirft. Ganz besonderes Interesse widmete ich den Anstalten, welche aus Liebe zur Menschheit hervorgegangen sind. Ich rechne dazu in erster Linie das Pestalozzistift. So oft ich dasselbe als Referent besucht habe, immer hatte ich meine Freude an den frischen Kindergesichtern, die freilich auch zu mancherlei psychologischen Studien anregten, und wenn ich Zeuge war von der festen Zucht und Ordnung, von den muntern Arbeiten in Haus und Garten; wenn ich den weihevollen Christbescherungen beiwohnte, bei denen die Kinder vor den mit Geschenken bedeckten Tafeln auch Gaben ihres Fleißes darlegten, wenn ich erkannte, daß da kein finsterer Klostergeist regierte, keine kalte Korrektionsluft wehte, daß die Kinder

durch innige Liebe bei aller Strenge, durch hingebende Teilnahmet durch Anleitung zu edlen Beschäftigungen, durch sorgsame Beaufsichtigung und durch die Herrschaft eines gesund religiösen Geistes auf die Bahn des Guten zurückgeführt und von Unarten befrei, wurden, so daß sie nicht zur Schande der Menschheit, wohl aber zur Freude der Ihrigen ihr Leben weiter führen konnten, — da war ich oft tief gerührt. In diese Rührung mischte sich aber eine wahre Wehmut, wenn ich einzelnen kleinen Sündern an den Gesichtern ansah, aus welchen vornehmen und wohlhabenden Familien sie stammten, die vielleicht schon manche Thräne um sie vergossen hatten. Die aufopfernde Arbeit der Herren Direktoren Dießner und Demuth habe ich stets mit stiller Bewunderung und mit Dank im Namen der Menschheit betrachtet. Weiter führte mich mein Referentenamt auch zu den Kleinsten, in die Kindergärten. Was ich da gesehen, hat mich in innerster Seele gefreut, mitunter aber auch manche Bedenken in mir erregt, die namentlich die Verfrühung betrafen, deren sich manche Kindergärten schuldig machen oder die ans Hanswurstartige streifenden unkindlichen Spiele. Auch die Lehranstalt für erwachsene Töchter, welche bereits ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert und sich um das Wohl der Frauenwelt hohe Verdienste erworben hat (sie ist der Augapfel meines lieben Gust. Wagner, der in der Sorge für dieselbe aufgeht), ferner die Kaufmännischen Fortbildungsschulen unserer Stadt, die öffentlichen Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen, die Exerzierschulen, die Musikschulen, die Privatschulen (worunter auch die Fleischhackersche, später Dörrsche für Schüler, die nicht so rechte Fortschritte in der öffentlichen Schule machen, sich befand) und die Turnvereine und Turnfeste besuchte ich und habe überall viel Erfreuliches gesehen, so daß diese Besuche immer zu den lichten Augenblicken meines Lebens gehörten.

Außer diesen Feldern der Pädagogik thaten sich meinen Referentenblicken aber auch andere Regionen auf. Unvergeßlich wird mir die Weihnachtswanderung bleiben, die ich im Auftrage des Tageblattes auszuführen hatte. Sie führte mich an die Stätten der Industrie, an die Warenschätze aller Art, an die Erzeugnisse

der Kunst und in die hervorragendsten kaufmännischen Etablissements. Mit Staunen und Bewunderung erkannte ich die Fortschritte im Gewerbswesen und die Allseitigkeit und Großartigkeit der Leipziger Warenlager. Meinen Bericht faßte ich ab in Form von Erlebnissen eines Wanderers in der Weihnachtszeit, und ich hatte als Lohn für meine mühevolle Arbeit die Freude, zu hören, welchen wesentlichen Nutzen mein Referat den Kaufleuten gebracht habe. So sagte einer: „Wenn ich Sie nicht so lieb hätte, möchte ich fast böse auf Sie sein; Sie haben mir so viele Menschen in meinen Laden getrieben, daß ich mich darin nicht mehr umdrehen konnte.“ Einige beleidigende Redensarten, wie z. B. „Wir werden uns abfinden!“ wies ich so energisch und etwas stolz zurück, daß die Betreffenden lange Gesichter machten.

Die höchsten geistigen Genüsse bereiteten mir die Vorlesungen, über welche ich zu referieren hatte, und bei denen ich mir vorkam wie ein Wanderer vor den Erscheinungen einer erhabenen Natur. Ich bewunderte die hervorragenden Geistesschätze, welche diese namhaften Größen offenbarten, ich erquickte mich an den Anschauungen, welche sie boten und an dem Licht, welches sie anzündeten. War ich auch einmal etwas anderer Meinung als die Redner, oder hatte ich gar etwas zu entgegnen, so geschah es so, daß meine Berichte sich nicht an Macaulays Wort anlehnten: „Keine Berichte finden bereitwilligeren Glauben als die, welch das Genie herabsetzen und dem Neide der bewußten Mittelmäßigkeit schmeicheln.“ So hörte ich mit warmem Interesse, das sich oft mit frommem Schauer verband, die Vorlesungen über Palästina von Tischendorf, dessen Fuß dieses heilige Land selbst durchwandert hatte, des Rabbiners Dr. Goldschmidts Vorträge über Jerusalem (unvergeßlich bleibt mir sein Ausspruch: „Jerusalem hat trotz seiner Zerstörung doch seine Größe und Herrlichkeit behalten, ist doch der aus ihm hervorgegangen, der Millionen und aber Millionen den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat), ferner die Vorlesungen eines Carl Vogt, der sich mit aller Entschiedenheit gegen die ihm zugeschriebene Ansicht verwahrte, daß der Mensch vom Affen abstamme, und der so klar und fesselnd über die verschiedenen

Zeiten (Steinzeit, Eisenzeit ꝛc.) des Menschengeschlechts vortrug, daß ich mich wochen-, ja monatelang mit den von ihm aufgerollten Bildern herumtrug. Im Tageblatt-Referate legte ich dar, wie diese Vorträge des freisinnigen Forschers den Gottesglauben in meiner Seele nicht nur nicht erschüttert, sondern gestärkt und befestigt hätten.

Außerordentlich interessant waren mir die Darlegungen des Dr. Falb über Erdbeben, feuerspeiende Berge, über die Bildung und Entwickelung des Erdballes, über das Klima, das Wetter, die Gestirne ꝛc. Schauerlich großartig, aber gänzlich hypothesenhaft klang es, wenn er folgendes prophezeite: Die Erde erstarrt wegen Wassermangel mehr und mehr, endlich fällt der Mond, der bereits schon sehr ausgetrocknet ist, auf die Erde, diese stürzt in die Sonne wie die andern Planeten; alles löst sich in Feuer und Rauch auf, aus dem Chaos gehen neue Welten hervor und so fort in Ewigkeit. „Es muß aber nicht gleich sein!“ sagte mein Nachbar zu mir, und die darauf folgenden sehr nassen Jahre wollten die Falbsche Hypothese auch nicht als nahe bevorstehend erkennen lassen. Als ein fast untrüglicher Prophet hat er sich beim Vorhersagen der kritischen Tage gezeigt, die fast immer so eintreten, wie er es sagt. Auch den Stoff- und Kraftmann Büchner hörte ich, und hier trat ich doch einmal aus der Objektivität, an der ich sonst festhielt, heraus. Der kalte, pietätlose Materialismus des Vortragenden, der die Schöpfung und Regierung eines Gottes, sowie die Weisheit in den Zwecken der Natur leugnete (der Hirsch, sagte er, hat nicht lange Beine bekommen, daß er gut laufen soll, sondern er läuft eben gut, weil er zufällig lange Beine hat) und namentlich auch den Unsterblichkeitsglauben bespöttelte, erweckte in mir nicht nur ein Frösteln, sondern auch eine tiefe Empörung, einen Widerwillen, den ich in meinem Berichte zum Ausdruck brachte, in dem ich den Vortragenden als das Würmchen schilderte, welches an der korinthischen Kunstsäule hinauf- und herabkriecht, und sich über die Erhöhungen, Vertiefungen und dekorativen Zierden ärgert. Das war sicherlich nicht im Sinn der Büchner-Verehrer, aber Professor Ahrens machte mir in seinem Nachwort

zu meinem Bericht das Kompliment, daß ich dem Redner in gebührender Weise heimgeleuchtet hätte.

Mit Staunen hörte ich die Vorlesungen des Spiritisten Adolph Graf Poninsky. Er war eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit und ein gewandter Redner, der seine spiritistischen Anschauungen mit Citaten aus allen möglichen Klassikern zu stützen suchte und durch wahrhaft verblüffende, rätselhafte und wunderbare Fälle aus dem Geistesleben des Menschen illustrierte. Bedenklich wurden mir seine Darlegungen nur, als er zur Psychographie überging und dabei beschrieb, wie ihm der Apostel Paulus ganze Briefe diktiert habe. Erst bekomme seine Hand Zuckungen, das sehe er als das Zeichen an, daß der Apostel mit ihm reden wolle, und greife dann schnell nach der Feder. Diese mache zuerst nur Krikelkrakel, aber bald werde sie sicher geführt und schreibe dann lange ruhig fort. So habe ihm Paulus schon viele, viele Seiten diktiert. Die Erläuterungen grenzten mir an die Hallucinationen eines Irren. Als ich in meinen ersten Bericht Einwendungen und Zweifel einflocht, kanzelte er mich in der Einleitung zum zweiten Vortrag tüchtig ab als Ignoranten und Spiritistenfeind, machte mir aber später doch einen Besuch und war die Liebenswürdigkeit selbst. Er hat seine Überzeugung bis zu seinem Ende behalten; möge sein Geist im ewigen Lichte die Lösung der Rätsel erhalten haben, die ihn hier auf der Erde so viel beschäftigten.

Einen Hochgenuß bereiteten mir die Vorlesungen Leipziger Professoren für Johanngeorgenstadt. Jeder dieser Priester der Wissenschaft brachte einen reizenden Blütenstrauß von seinem Felde mit, der die Zuhörer hoch ergötzte, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit wurden die Vorführungen eines Erdmann, Hankel, Carus u. a. hingenommen und jeder ließ gleichsam einen tiefen Blick in das Heiligtum thun, dessen Hüter und Pfleger er war. Meine Referate waren die eingehendsten, die ich jemals über Reden und Vorträge geschrieben habe. Der das Meer schildernde Redner sagte mir sogar, daß ich in seinen Vortrag die Beschreibung einer Tiergattung hineingetragen hätte, die nicht vorgekommen sei, was er selbstverständlich nicht übel nehme, und

ein Leipziger Kaufmann dankte mir in einer fast überschwenglich höflichen Weise dafür, daß ich ihm als Zuhörer jeden Morgen das Vergnügen bereitete, bei einer Tasse Mokka die interessanten Vorträge in nuce noch einmal genießen zu können.

Außer diesen Vorlesungen waren es Versammlungen und Vereine, über deren Verhandlungen ich zu berichten hatte. Da stehe ich im Geiste in der jüdischen Synode — sie war die erste und einzige nach der Zerstörung Jerusalems — und würde glauben in die Zeit des alten Testamentes versetzt zu sein, wenn nicht die Reden und Darlegungen der Mitglieder mich überzeugten, daß dieses Israel aus der allerneuesten Zeit stammt. Prof. Lazarus leitete die Versammlung und bat ernstlich, ja keine andere Konfession auch nur leise zu berühren, sondern sich streng an die Interessen des Judentums zu halten. Und als nun ein Redner, ein Jude, im Laufe einer Debatte sagte: „Das Christentum ist lauter Liebe, und doch wird von seinen Kanzeln und Altären gar manches gepredigt, was nicht Ausdruck dieser christlichen Liebe ist,“ da wurde er vom Präsidenten unterbrochen und derselbe verlangte energisch, fast entrüstet, daß so etwas nie wieder vorkommen dürfe. Es kam auch keine Anspielung mehr auf eine andere Religion vor. Alles aber, was die Juden über Gottesdienst, über ihre Gesangbücher (aus denen die Worte: „Auf, nach Jerusalem!“ gestrichen werden sollten, weil doch sicher keiner nach dieser Stadt sich sehne), über ihre Vereinigungen und Liebeswerke, über Erziehung und Unterricht vorbrachten, zeigte mir nicht nur begabte, gewandte Redner und gesundes Denken, sondern ließ mich auch wie von einem Berge herab in das gelobte Land schauen, wo es vielleicht doch einmal heißen wird: Ein Hirt und eine Herde! Es kamen dabei so echt christliche Gesinnungen, Anschauungen und Grundsätze zu Tage, daß ich mir recht wohl vorstellen konnte, wie durch die Entwickelung christlichen Geistes im Judentum eine Verschmelzung der beiden Religionen oder das Aufgehen des Mosaismus im Christentum mit der Zeit (im Laufe von Jahrhunderten) eintreten könne. Der Antisemitismus der heutigen Zeit hat freilich eine solche Verschmelzung der Nationen in nebelgraue Ferne gerückt;

doch gestehen unsre Antisemiten fast immer, daß nicht die Religion, sondern der ganze Rassentypus es sei, der ihnen Abneigung vor den Juden einflöße. Als ich einem mir befreundeten Juden meine Gedanken in der Synode mitteilte, rief er: „Schafft eure Dogmen ab und ich werde morgen Christ!"

Eine Folge von dem Einziehen christlichen Geistes ins Judentum ist wohl auch die neuisraelitische Sekte, die das neue Testament auf dem Altar liegen hat und die Devise trägt: „Alles im Namen des Heilandes!" Übrigens wurde der Bericht über die jüdische Synode mir sehr erfreulich, denn er trug mir von dem Regierungsblatt (Dresdner Journal), für das ich schrieb, nicht nur eine Belobigung wegen der objektiven Haltung, sondern auch eine besondere Gratifikation ein.

Unter den weiteren Berichten, die ich den Schrebervereinen und ihren Festen, dem Verein für arme talentvolle Knaben, der Pädagogischen Gesellschaft 2c. widmete, war auch der Verein der Vegetarier. Als ich bei einem Festmahl desselben das Wort zu einem Toast ergriff und dabei schilderte, wie die naturgemäße und mäßige Lebensweise, welche die Vegetarier anbahnten und betonten, in physischer, geistiger und moralischer Weise sicherlich nur zum Segen für die Menschheit dienen könne, bespöttelten mich meine Freunde als einen Apostel des Vegetarismus, wurden aber, als sie mich ein Beefsteak behaglich verzehren sahen, schnell von ihrem Irrtum geheilt.

Meine schönsten und seligsten Stunden feierte ich aber als Referent über die Kunst, die Goethe bekanntlich die Vermittlerin des Unaussprechlichen nennt, und ich habe mich dabei mehr von meinem Gefühl als vom Verstande leiten lassen, da mir Schumanns Worte immer beachtenswert erschienen: „Der Verstand irrt, das Gefühl nicht!" Lange Zeit war ich Berichterstatter über Del Vecchios Kunstausstellung und habe da die Reize der schönsten Gemälde begierig eingesogen. Meine bescheidenen Urteile über die Kunstwerke, die nach Börne wie Menschen selbst bei den größten Fehlern oft noch liebenswürdig sein können, wurden selbst von den Künstlern anerkannt, was mich nicht wenig freute. Noch näher und inniger

war mein Verhältnis zur holden Musika, die allein eine Weltsprache spricht, und die Luther schon eine der schönsten und herrlichsten Gottesgaben nennt. Wahrlich, wer dieser Kunst, die Jean Paul dem Menschen nur Himmel austeilen läßt, niemals sein Herz geöffnet hat, der ist unsäglich arm zu nennen. Ich möchte die hocherhebenden Genüsse, welche ich als Musikreferent erlebte, nicht um eine Welt missen. Wie manches tief ergreifende, oder zündend erheiternde Lied, wie manches mit dramatischem Leben aufgeführte Singspiel oder auch mancher mächtig dahinbrausende Chorgesang ist mir in den Gesangvereinen, deren Leipzig weit über ein halbes Hundert hat, geboten worden. Ich war auch — dem Himmel Dank! — überall gern gesehen; ich habe stets aufzumuntern gesucht, die Mängel schonend und möglichst mild angedeutet und meine anerkennenden Worte kamen stets aus tiefer Seele, da ich ja als einstmaliger Dirigent aus Erfahrung wußte, welche mühevolle Arbeit das Einstudieren ist, das mitunter als ein wahres Sisyphoswerk die Geduld aufs höchste spannt. Ebenso gern bin ich auch bei den musikalischen Prüfungen gewesen, da ich jahrzehntelang selbst als Klavier- und Gesanglehrer thätig war und die Schwierigkeiten kannte, welche dieser mühsame und aufreibende Unterricht mit sich führt. „Prüfungen“, hat man gesagt, „sind rein bedeutungslos und das Einpauken für dieselben ist ohne Wert.“ Ich bin nie der Meinung gewesen und bei den musikalischen Vorträgen ganz besonders nicht. Hier ist ja das feste Einüben eine Naturnotwendigkeit und man will eben nur ein streng und gründlich eingeübtes Stück hören (gelernt und gestümpert darf in der Prüfung nicht werden), um daran zu sehen, wie weit es der Schüler in der Beherrschung des Instrumentes, in der Technik, in der Auffassung und im Ausdruck, überhaupt im korrekten Spiel gebracht hat. Und mehr oder minder ist es auch so in der Volksschule. Ob das Dargebotene, es mag nun eingepaukt sein oder nicht, im Kinde festsitzt, ob es geistiges Eigentum geworden ist, das sieht man gewiß in der Prüfung. Gern erinnere ich mich an diese musikalischen Erntetage in den Musikschulen der Herren Gust. Schmidt, Neßler, Katzsch, Heckthеuer, Frl. Berger ꝛc., wo ich

oft Zeuge von hervorragenden Leistungen war und mich gern dem Beifallsjubel des dankbaren Publikums anschloß.

Erquickende Genüsse brachten mir die gemischten Gesangvereine: Orpheus, Phönix, Ossian und vor allem der Riedelsche Verein, dessen Leistungen ich immer bewundert habe und noch jetzt mit Entzücken höre. Ebenso waren mir die Gesangfeste des Paulus, Arion, die Gausängerbundesfeste und die Feste der Typographia, der Neunzehner, des Sängerkreises, der Windrose u. a. Vereine sprudelnde Quellen der Heiterkeit, des Humors und reinen Musikgenusses. Immer habe ich mich bei diesen Genüssen vor kleinlichem Parteigeist gehütet, der sich in einen Meister ganz versenkt und alles tadeln möchte, was nicht von dem kommt. Thibaut sagt so recht mir aus der Seele: „Warum wollt ihr, wenn ihr vor ein mit den mannigfaltigsten Blumen besetztes Land gestellt werdet, nur an der einen hängen bleiben und, statt euch einen schönen Strauß aus vielen zu bilden, über der einen alle andern verachten, oder an einer reich besetzten Tafel wegen eines Lieblingsgerichtes alle andern trefflichen Speisen anekeln?“ Sehr wahr. Zu den Männern, mit welchen mich der Engel der Musik näher zusammenführte, und die mir unvergeßlich und ewig teuer bleiben werden, gehörten: Professor D. Langer, O. V. Neßler, C. Piutti, Professor D. Paul, Kapellmeister Sucher und viele andere. Und schließlich gedenke ich auch der phänomenalen Virtuosenleistungen, die ich von einer Patti, Tua, von einem D'Albert, Friedheim, Bülow, Rubinstein und anderen Künstlergrößen gehört habe.

Ja, Musik hat mir in der That nur Himmel ausgeteilt und auch an Anerkennung durch ihre Jünger hats nicht gefehlt. Die „Windrose“ enthüllte sogar mein Bild in ihrem Lokal und lud mich zu der Feier ein, die ich aber nicht besuchte, weil ich mich vor der unverdienten Ehre fürchtete, die mir widerfahren sollte. Ehe ich dieses Kapitel schließe, das dem Leser nicht so süß sein wird, wie mir — ich habe ja dabei alles im Geiste noch einmal genossen — will ich nur noch andeuten, daß ich als Referent mitunter gerade so überschwenglich mit Dank belohnt, wie ich manchmal mit Undank überschüttet wurde, daß ich nicht selten

den Vorwurf über mich ergehen lassen mußte, ich sei ein zu milder Richter; daß ich aber auch auf eine ganze Reihe von Leuten blicken kann, deren Bestrebungen ich durch meine Referate förderte und zum Ziele bringen half. Und so bleibt mein Referentenamt eine meiner liebsten Erinnerungen.

---

8. Kapitel.

Ein schlimmes Ereignis.

Das Verlassen eines alten Heims, in welchem man des Lebens Leid und Freude zwei Jahrzehnte hindurch genossen hat, bleibt für jeden Gefühlsmenschen ein bitteres Ereignis, und als ich mein Sanssouci in der Dresdner Straße aufgeben mußte wegen Mangel an Raum, so war mirs, als müßte ich von jedem einzelnen Stück meiner Wohnung, von Hof und Garten und jedem Winkel besonders Abschied nehmen. Was hatten die vier Wände als stille Teilnehmer unsers Schaltens und Waltens binnen zwanzig Jahren gehört und gesehen. Alle meine Kinder waren in der alten Wohnung mir geschenkt worden und eins hatten wir im zartesten Alter zur ewigen Ruhe betten müssen. Wenn nun bei einem Auszuge alle die Bilder, die in der alten Wohnung an Geist und Herz vorüberzogen, noch einmal auftauchen, so ist es kein Wunder, wenn man ernst gestimmt wird und wenn in manchem Auge der Ausziehenden ein Thränenperlchen sich zeigt, zumal wenn man zugleich von herzlieben Freunden und Hausgenossen sich losreißen muß. Allein diesen Auszug der Kinder Pilz meine ich mit dem schlimmen Ereignis nicht. Wir zogen ja in eine Straße, die ebenso lebhaft und freundlich wie die Dresdner war, uns eine malerische Aussicht auf Fluß, Wald, Wiese gewährte und uns zu prächtigen Leuten führte, die uns unvergeßlich bleiben werden. Kein Wunder also, daß die wehmütigen Gefühle des Auszugs bald schwanden und wir uns schnell in die neue Heimat einlebten.

„Ach, wohnen Sie schön!“ riefen die Besucher aus, wenn sie an unsre Fenster traten, und auch wir selbst waren entzückt, wenn unsre Blicke in die Ferne schweifen konnten. Jean Paul sagt, man müsse die Möbel in der Stube immer verrücken und der Wohnung ein neues Gesicht geben, dann komme man auch auf andere Gedanken. Und einige meiner Freunde liebten daher fortwährende Änderungen in der Gruppierung der Wohnungskleinodien. Mag man darüber denken wie man will, sicher ist, daß eine neue Wohnung in der Regel neues Leben entzündet, zumal da die Lebensweise nicht selten auch eine Veränderung erhält. Bald nach meinem Einzug begann für mich ein Aufschwung zu Arbeiten aller Art. Neben meiner „Cornelia“ redigierte ich noch die Freimaurer-Zeitung und auch einige Jugendschriften: „Was Kinder gern hören“ — „In der Ferienkolonie“ ꝛc. entrangen sich meiner Feder. Und als Beigabe der reizenden Wohnung hatte ich ein Gärtlein auf dem Schreberplatze, dem ich ein großes Teil meines Glückes verdanke. Dieses kleine Sorgenfrei verwandelte sich unter der aufopfernden und verständnisvollen Pflege meiner lieben Eva zu einem Paradies, das uns nicht nur Blumen und Früchte schenkte, sondern auch eine schattige freundliche Laube bot, die für mich ein Zaubertempel zum Studieren und geistigen Schaffen wurde. Lehrer müssen einen Garten haben, wo sie Botanik treiben können, die in vieler Hinsicht ein Lehrbuch der Pädagogik genannt werden kann, und wo überhaupt für die Gesundheit und Erholung des Körpers und für die Hebung der Stimmung gesorgt ist. Für mich war der Garten deshalb so unendlich süß — und ist es noch, weil er mich in meine Kindheit, unter die Birnen- und Äpfelbäume meines Vaterhauses versetzte. Doch dieser Umzug war für mich, wie gesagt, wohl von Bedeutung, aber kein schlimmes Ereignis. Dies kam erst, als ich einen Wirkungskreis aufgeben mußte, der lange Zeit mein Stolz und meine Freude gewesen war. Das Gesamtgymnasium, an dem ich über zwanzig Jahre als Lehrer der Religion, Geschichte, der Litteratur und des Deklamierens, sowie als Leiter und Prediger der Kindergottesdienste gewirkt hatte, ging ein, weil Dr. Kühn sein Direktoramt niederlegte und ein

neuer Direktor sich nicht fand. Es ist für eine Anstalt eine wahre Kalamität, wenn sie einen Leiter verliert, der ihr mit ganzer Seele angehört und alle ihre Interessen in gewissenhafter Weise vertreten hat. Dr. Kühn war ein kenntnisreicher und praktisch sehr befähigter Mann, der seinen Posten so ausfüllte, daß die Schule unter seinem Scepter gedieh, und daß sie, als das Ministerium eine Revision an Haupt und Gliedern anordnete, Ehre einlegte und durch das Recht der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung ausgezeichnet wurde. Bei Auflösung der Anstalt, die durch ein Konsortium von Schulfreunden hätte können erhalten werden, zerstreuten sich die Schüler in verschiedene Leipziger und wohl auch auswärtige Schulen. Wenn es wahr ist, daß Tote sich im Grabe umdrehen, wenn etwas Trauriges geschieht, das sie nahe angeht, so haben sich meine lieben heimgegangenen Freunde Hauschild und Zille gewiß schon vielmals umgedreht. Die Anstalt war ihre Liebe, ihre Freude, ihr Ideal und ihr Stolz. Und in der That war sie ein Institut, das nur fünfzig Jahre zu früh kam. Die Zukunft wird zu ihren Principien, zu ihrer Methode und Einrichtung zurückkehren. Und seit unser erhabner allverehrter Kaiser die Anregung zur Schulreform gegeben hat, ist Hoffnung vorhanden, daß unser Leipziger Gesamtgymnasium seine Auferstehung feiert. Es trug den Namen, weil es aus einem Realgymnasium und einem Gelehrtengymnasium bestand. Der Unterrichtsgang und die Methode waren natürlich, auf psychologischem Grunde ruhend, und erfolgreich nach allen Seiten hin. In den deutschen und englischen Klassen waren die Schüler beider Abteilungen verbunden, oben trennten sie sich in die Realabteilung und in die lateinische Abteilung. Über diese Aufeinanderfolge der Sprachen (deutsch, englisch, französisch, lateinisch, griechisch) ist viel geschrieben und gesprochen worden, aber niemand hat einen überzeugenden Grund dagegen vorgebracht und der verstorbene Geh. Kirchenrat Dr. Hofmann sagte einstmals: Man mag das moderne Gesamtgymnasium anfechten wie man will, die Grundsätze aber, nach denen es verfährt, sind und bleiben unumstößlich richtig. Und man konnte die Hauptgrundsätze des ganzen In-

stitutes in dem Worte Leben zusammenfassen, oder in dem alten aber immer wahren Worte: Non scholae sed vitae discimus! Alles Unnatürliche, Tote und Langweilige oder Unnütze war verbannt und nur das, was das Leben verlangt, wurde eifrig gepflegt. Daher wurde auch das Deutsche hervorragend getrieben, so daß Rudolph v. Gottschall, der seinen Sohn unserm Gymnasium übergeben hatte, sagen konnte: „Bei Ihnen hat mein Sohn erst Deutsch gelernt.“ Und bei aller Freisinnigkeit, bei allem Einherschreiten auf der Höhe der Zeit fehlte ein tief religiöser Zug nicht, der sich unter anderm auch darin aussprach, daß der mit einer äußerst sinnigen, gefühlvollen und poetischen Natur begabte Direktor Zille die Aufnahme neuer Schüler unter dem Christbaum unter weihevollen Worten vornahm und daß im Vorzimmer der Schule ein Schutzengel stand. Der Grundsatz mens sana in corpore sano ist wohl in keiner Schule so streng durchgeführt worden wie in unserm Gymnasium. Turnen, Exerzieren, Ausflüge, freundliche heitere Schulfeste schufen uns eine frische und kräftige Jugend, die für alle Ansprüche des Lebens gewappnet war. Wie oft habe ich von dankbaren Schülern sagen hören: „Mir kommt jetzt alles herrlich zu gute, was ich im Gymnasium gelernt habe.“ Und als die Anstalt ihr 25 jähriges Jubiläum feierte und zwar unter sehr ehrenvoller Teilnahme mit Festlichkeiten im Schulsaal und Schützenhaus, da sprach ein alter Schüler, Dr. Tannert, die mir unvergeßlichen Worte: „Alles, was wir im Leben sind, was wir an Geist und Herz errungen haben, das verdanken wir alles unsrer lieben Schule und ihren treuen Lehrern.“ Solche Worte waren süßer Lohn für Mühe und Arbeit. Ich brachte bei diesem Mahle einen Toast aus, der wohl auch selten oder nie dagewesen sein dürfte, ich ließ die sogenannten „bösen Rangen“ leben, die das Nachdenken des Lehrers, die rechte pädagogische Weisheit und Geduld verlangen und überdies im Leben sich nicht selten als die besten und gediegensten Menschen entpuppen.

Ein Übelstand war allerdings fast verhängnisvoll für die Anstalt. Die Schüler mußten an einem andern Gymnasium den Maturus machen, und sie hatten sich nicht überall der zartesten

und rücksichtsvollsten Behandlung zu erfreuen und mußten sich manchen wehthuenden Scherz gefallen lassen. So bemerkte ein Rektor, der sie prüfte, als sich der eine auf einen neueren Dichter nicht gleich besinnen konnte, mit spöttischem Lächeln: „Sie kommen doch vom modernen Gymnasium und kennen diesen modernen Dichter nicht?" Aber unsre Schüler haben sich auf den fremden Gymnasien fast immer gute, ja mitunter sehr gute Censuren geholt, und es sind tüchtige Leute aus ihnen geworden. Es waren auch immer tüchtige Lehrkräfte angestellt, ich erinnere mich noch mit wahrer Freude an Männer wie: Brehm, Spiegel, Bursian, Weiske, Spielhagen, Albrecht, Dr. Ehrt, Dr. Samosz, Dr. Kühn und viele andere.

Und von einer so lieben, teuren Anstalt scheiden zu müssen, ja sie als Tote verlassen zu müssen, das ist bitter und schmerzt tief. Aber es ist gut, daß uns der Engel der Erinnerung im Leben nie verläßt, und wenn einmal die Bilder aus meinem Lehrerleben im Zauber der Vergangenheit auftauchen, dann glänzen die Jahre meines Wirkens im Gymnasium als die freundlichsten Lichtbilder, als Sterne, die durch keine Wolke verdunkelt werden. Übrigens ist es mit bedeutsamen Anstalten wie mit hervorragenden Menschen. Was ein solcher geleistet, das dauert fort, es lebt unsterblich wie er sterblich strebte. So dauert auch das Gute fort, was eine Anstalt schuf; es dauert fort in ihren Schülern, ihren Anregungen, ihren Schriften, und so bleibt auch das Leipziger Gesamtgymnasium, dem zwei edle Männer ihr Herzblut widmeten, in heiligem Andenken stehen und seine Reformen werden nach und nach einziehen in die Schulen der Gegenwart und Früchte tragen wie sie die Lehrer nur als gelobtes Land in der Ferne sahen.

9. Kapitel.

Meine Wanderung durch die Schweiz.

Reisen ist Leben und Leben ist Reisen.
Demokritos — Weber.

Zu den schönsten Träumen meines Lebens gehörte der, das liebe Schweizerland zu sehen. Er ward schon in mir zum heißen Sehnsuchtstraum, als ich mich in die Schriften Zschokkes vertiefte, die ich bis zur Stunde für eine der reichsten Quellen zur Bildung und Veredlung des Menschengeistes halte. Und als der geehrte Schulausschuß der Stadt Leipzig mich mit dem Auftrage beehrte, das Erziehungs- und Volksschulwesen der Schweiz zu studieren und Bericht darüber zu erstatten, da war mir zu Mute wie einem, der nach langem Harren und Hoffen das große Los gewinnt. Und wahrlich, all meine Erwartungen, mit denen ich in das vom Schöpfer so hoch begnadete Land einzog, sind nicht getäuscht, sondern übertroffen worden. Und wenn ich in meinem Berichte sagte: Wer aus der Wunderwelt der Schweiz, von ihren stummen und doch so beredten Zeugen der göttlichen Allmacht, nicht als ein besserer Mensch zurückkehrt, der ist nicht wert, daß er in diesen Spiegel der Natur hat sehen dürfen — so bin ich noch heute derselben Meinung. Zu den gewaltigsten Eindrücken, die mich bezauberten, zähle ich natürlich die Bilder, welche mir die Natur bot. Da ich die Hinreise mit meiner lieben Eva und meinem reiselustigen 15jährigen Sohne in der Nacht begann, so kam ich über Magdeburg, Frankfurt ꝛc. am andern Tag in der mächtigsten Stadt am Oberrhein, in Basel, an, wo gerade das Bundesschießen gefeiert wurde und ich das selige Gefühl empfand, „mit freiem Volk auf freier Erde zu stehen". Zuerst war es der Rhein, der mich hier als Jüngling begrüßte und in dessen graugrüne Wogen meine Blicke sich oft versenkten. Auch an andern Naturschönheiten ist Basel nicht arm. In die Volksschulen der Stadt führte mich in der liebenswürdigsten Weise Herr Schul-

inspektor Heß ein, und außer den trefflichen Leistungen dieser Anstalten interessierte mich auch die Sitte besonders, mitunter den Unterricht in schweizerischem Deutsch zu erteilen. Ich wohnte einer solchen Unterrichtsstunde bei, verstand aber kein Wort. Von Basel wandte ich mich nach der Bundesstadt Bern, wo ich auf dem dortigen „Schänzli“ bereits einen Blick in die Eis- und Schneeregionen thun konnte und mich übrigens nicht nur an der schönen, interessanten Umgebung, sondern besonders auch an der neuen, herrlich eingerichteten Mädchenschule erfreute. Von hier wanderte ich nach dem zweiten Neapel, nach dem himmlischen Luzern, welches von der Natur mit Schönheiten geradezu überhäuft worden ist. Steht man dort auf dem Gitsch, einem Berge vor der Stadt, so fragt man sich: Welcher Blick ist schöner, der auf die grüne, romantisch dahinfließende Reuß, oder der auf die wie ein Schmuckkästchen im Sonnenstrahl daliegende Stadt, oder der auf die See und die im Hintergrunde sich zum Himmel erhebenden Schneeriesen? Man weiß es nicht, man hat nur das Gefühl, daß man auf einem Punkte steht, der zum Niedersinken schön ist. Auch die altertümliche Bauart der Stadt, die Kapellbrücke (auf welcher 121 Gemälde die Schweizergeschichte darstellen), der Gletschergarten, wo ein von einem Gletscher herabgesunkener und zu einer Riesenschüssel ausgehöhlter Stein als Zeuge vergangener Jahrtausende zu sehen ist, sowie eine Ausstellung der Kunstgewerbe — interessierte mich ungemein. Der Aufenthalt in diesem Stadtparadies wurde mir besonders versüßt durch meinen lieben, leider schon dahingeschiedenen Freund Bühlmann, der mich in die Schulverhältnisse, vom Kindergarten an bis zu den höchsten Anstalten, einweihte, und der für alle Zeiten einen Platz in meinem Herzen behalten wird. Seine große Liebenswürdigkeit gegen uns, seine Wanderungen mit uns nach den Aussichtspunkten, seine Unterrichtsstunden, in welchen ein militärischer exakter Zug herrschte, sein biederes inniges Familienleben, dies alles bleibt als Lichtbild vor meiner Seele stehen. Von Luzern aus war unser Reiseziel der Rigi. In einer äußerst bunten Gesellschaft fuhren wir mit der Zahnradbahn hinauf; es saß da der Sohn Albions neben

dem Franzosen, der Russe neben dem Amerikaner, der Deutsche neben dem Italiener ꝛc., man sah bebrillte Blaustrümpfe neben lachenden frischen Mädchengesichtern; ehrsame Gelehrte neben prahlenden Gecken, kurz, eine prächtig zusammengewürfelte Gesellschaft. Den Rigi besucht zu haben, ist allein schon eine Schweizerreise wert. Die Rundsicht, die man in entzückender Weise genießt und die uns durch einen reinen klaren Himmel verschönt wurde, die Aussicht auf die Gletscher, auf die Jungfrau, auf die verschiedenen Seen, die wie leuchtende Spiegel das Landschaftsbild schmücken, auf die Wälder, Städte und Dörfer des Schweizerlandes ist so bezaubernd, daß man wie gebannt dasteht und sich lange nicht von dem wunderbaren Anblick trennen kann. Die anstrengendste Wanderung war die auf die Wengern Alp. Sie dauerte von früh 8 Uhr bis abends 11 Uhr. Um diese Zeit kamen wir müde und bis zum Hinsinken ermattet in der kleinen Scheideck an. Ich sank sofort halb ohnmächtig auf einen Stuhl, so daß der Wirt sagte: „Bei dem Herrn müssen wir die Lebensgeister anfrischen, daß er wieder zu sich kommt.“ Eine Flasche Rotwein brachte auch die Lebensgeister wieder. Die Nacht in diesem einsamen von Schnee umgebenen hölzernen Gasthause bleibt mir unvergeßlich. Der Sturm heulte und sauste so um dasselbe, daß es in allen Fugen erbebte und das Knacken und Knarren der Wände kein Ende nahm. Dabei mischte sich in das Sturmgeheul fortwährend der Donner der Lawinen, die von den Schnee- und Eisbergen sich hinunter in das Thal stürzten. Ich mußte dabei an die Dichterworte denken: „Es klirrt im tiefsten Erdenkern als sprengten rasende Dämonen die Ketten.“ Nachdem wir uns früh gestärkt und unserm Geldbeutel zur Ader gelassen hatten, versenkten wir uns in die Wunder dieses in seiner Art einzigen Stücklein Erde, begrüßten die Gletscherriesen, die uns gegenüberliegende Jungfrau, bestiegen das Lauberhorn und wanderten dann zurück nach dem überaus romantischen Interlaken. Zu den Naturwundern, vor denen wir staunend standen und bei denen wir mit Feuchtersleben denken mußten: „Die Schönheit, welche die Natur auf allen Wegen mit verschwendrischer Liebe streut, und

ihre Größe führt uns über uns selbst hinaus" — gehörten noch: der Staubbach in Lauterbrunn, der Thuner See, der Züricher See, der Brienzer See, der Wasserfall bei Schaffhausen, der Bodensee, aber vor allem die Taminaschlucht bei Ragatz.

Als wir in diese Erdspalte, in welcher ein Blick nach oben in entsetzlicher Höhe nur ein ganz schmales Stückchen Himmel entdeckt, hineinwanderten und es uns vor dem Brausen der durch Felsen sich hindurchwindenden und von ziemlicher Höhe herunterstürzenden Tamina fast gruseln wollte, meinte der Führer zu mir, nachdem ich mich mit ihm über das Naturwunder unterhalten hatte: „Gestern habe ich auch Ihren Landesvater, den König von Sachsen, herumgeführt." Da ich dem Manne noch kein Wort von meinem engern Vaterlande gesagt hatte, antwortete ich ihm zum Scherz, daß ich Preuße sei. Er war aber seiner Annahme so sicher, daß er mir sofort erwiderte: „Scherzen Sie nicht, mein Herr! Sie sind ein Sachse, da wette ich gleich meinen Kopf." Ich bekannte mich nun als Leipziger und als ich ihm darüber meine Verwunderung ausdrückte, daß er mich nach den wenigen von mir gesprochenen Worten gleich als einen Sachsen erkannt habe, antwortete er: „Mein Herr, wer jahraus, jahrein die Menschen aus allen Gegenden der Welt zu führen hat, der erlangt eine solche tiefe Kenntnis von den Eigenarten der verschiedenen Volksstämme, daß er es zuletzt jedem nicht nur an der Sprache anhört, sondern auch gleich an der Nase ansieht, wo er her ist." Der Führer war wie mancher andre ein Original.

Außer diesen Naturstudien und Naturgenüssen waren es namentlich die Volkseigentümlichkeiten, nach denen wir begierig forschten und die sich uns überall in Dorf und Stadt, auf den Bergen und in den Thälern offenbarten. Der Schweizer ist ein gesunder und kräftiger Menschenschlag von schlankem Wuchs, dunklen Augen und gesundem Aussehen (eine Ausnahme davon machen die Fabrikarbeiter), und ich vergesse den Anblick nicht, den ich hatte, als ich in einer Stadt (Zürich) ein Regiment vorbei marschieren sah, das lauter rote, frische, von Gesundheit strotzende Gesichter zeigte. Mein Verkehr in den verschiedensten Kreisen hat mir ge-

zeigt, daß die deutschen Schweizer einen ehrlichen, biedern, aber mitunter etwas zugeknöpften Charakter haben, daß sie gern und mit Begeisterung das Schützenhandwerk treiben, und daß sie stolz auf ihr Land und ihre Freiheiten sind. Die Reinlichkeit und Sauberkeit ist ein wohlthuender Zug an ihnen, und ebenso sympathisch klingt ihr Hochdeutsch, während das Schweizerdeutsch oder der Schweizerdialekt mir ganz unverständlich war. In den Sitten des täglichen Lebens trat auch manches Eigentümliche auf. So wurde ich beim Gehen oder Kommen nur mit „Herr Doktor!“ oder „Grüß!“ angeredet, das Übrige mußte ich mir dazu denken. Was die Nahrungsmittel anlangte, so war uns das ungesalzene Brot und die ungesalzene Butter fast widerlich, aber das Frühstück, welches aus Kaffee, Butterbrot, Käse und Honig bestand, war für uns eine Labung, auf die wir uns jeden Tag im voraus freuten, und die wir beim Einwandern in die Heimat, so süß uns dasselbe war, schmerzlich vermißten. Unter den Delikatessen belustigte uns besonders eine wegen ihres Namens, es war der „dürre Landjäger“, eine Wurst, die man nach ihrem Aussehen für einen vertrockneten Pöckling hätte halten können. Was wir auf Straßen, Schildern oder Ankündigungen lasen, erheiterte uns nicht selten. So lasen wir: „Zur Zimmerleuten“ (ein bedenkliches Deutsch) — Bratwursterei zum großen Kindli — Kaffee und Küchli — oder auch: Eine frohmütige Wohnung ist hier zu vermieten ꝛc. Was die socialen Verhältnisse betrifft, so haben wir viel Erfreuliches gefunden. Die Versorgung der Armen, bei der man sich Diderots Wort als Richtschnur genommen hat: „Gebt, aber wenn ihr könnt, erspart dem Armen die Scham, seine Hand ausstrecken zu müssen“, ist so musterhaft wie kaum in einem zweiten Staate, Betteln ist nicht erlaubt, und eine reiche Gemeinde unterstützt die ärmere, daß sie der Not ihrer Glieder steuern kann. Auch einen wohlthuenden Respekt vor dem Gesetz habe ich überall gefunden und wenn man glaubt, daß es in der Republik an der rechten Furcht vor der Obrigkeit fehle, so hat mir die Schweiz den Gegenbeweis geliefert. Als wir von einem aufdringlichen Menschen, der sich als Führer anbot, belästigt wurden, und der-

selbe uns trotz unsrer entschiedenen Ablehnung nicht verlassen wollte, sagte mein Schweizer Gefährte: „Jetzt sollen Sie sehen, wie der Mann umkehren wird.“ „Marsch zurück!“ rief er, „sonst sage ich es dem Statthalter!“ Das Wort „Statthalter“ hören und ausreißen war eins bei dem Bummler. Manche Verordnungen, die ich las, waren allerdings derartig, daß sie mancher deutschen Stadt sehr unbequem sein würden. So wurde in einer Stadt die Polizeistunde auf 11 Uhr festgesetzt und dabei in sehr verständlichen Worten darauf hingewiesen, daß es für die Gesundheit der Bürger, für ihren Geldbeutel und ihre Familien besser sein dürfte, wenn sie aus den Wirtshäusern schon um 10 Uhr nach Hause gingen. Sehr überrascht war ich, als ich auch in der Schweiz namentlich unter den Lehrern Socialdemokraten entdeckte. Einer derselben antwortete auf meine Frage, was ihn, den freien Bürger eines freien Landes mit freisinnigen Institutionen, in die Arme der Socialdemokratie geführt habe? „Die unnatürlichen Kapitalanhäufungen und die Tyrannei der großen Herren.“ Ich wußte nach diesen Worten genug. Als eine besondere Eigentümlichkeit des Landes trat mir die Sitte entgegen, den Frauen in den verschiedensten Lebensverhältnissen ehrenvolle Rollen zu erteilen. Ich traf nicht nur viele Kellnerinnen (die mit mehr Artigkeit den Becher kredenzten als die Herren Kellner, sich aber nicht die geringste unanständige Vertraulichkeit von den Gästen gefallen ließen), sondern auch Lehrerinnen in großer Zahl, Beamtinnen auf der Post, in den Geschäften ꝛc.

Nach diesen wenigen Zeilen will ich kurz andeuten, welche Erfahrungen ich in pädagogischer Hinsicht machte, und welche Einrichtungen ich fand. Das Schulwesen machte im allgemeinen einen sehr günstigen Eindruck auf mich und ich stimmte fast in das Urteil Wichard Langes ein, der da sagt: „Abweichend von der deutschen Schule — im Wissen hinter derselben zurückstehend, zum Teil, was die Sicherheit des Wissens betrifft, sie übertreffend, in der Zucht hingegen weit vor der deutschen voraus — ist das schweizerische Volksschulwesen, das besonders seit 1831 in den Kantonen Bern, Glarus, Solothurn, Basel, St. Gallen, Aargau,

Genf, Thurgau, Waadt und Zürich eine durchgreifende Organisation erfuhr.“ Auf meinen gedruckten Bericht über das Schweizer Schulwesen hinweisend beschränke ich mich hier auf eine kurze Mitteilung meiner interessantesten Erfahrungen und Betrachtungen. Die Schulhäuser, zum Teil wahre Paläste, selbst auf dem Lande — wo der Staat zum Bauen hilft, wenn die Gemeinde arm ist —, waren mit den zweckmäßigsten modernen Einrichtungen versehen. Manche Schulen hatten einen permanenten Direktor; andere erhielten aller drei Jahre einen neuen, der aus dem Kollegium von der Schulpflege gewählt wurde, und befanden sich, wie es schien, sehr wohl bei dieser Einrichtung. Die Lehrkräfte waren tüchtige und gediegene, die Klassenlehrer nahmen eine würdige Haltung vor ihren Schülern an. Die Methoden waren äußerst verschieden. Auf mein Bedenken darüber sagte mir ein Schulinspektor: „Das ist der Segen der Freiheit! Wir fragen nur nach den Resultaten, die Methode ist allein Sache jedes einzelnen Lehrers.“ Aller Unterricht in den Volksschulen ist unentgeltlich, und hoch und niedrig, arm und reich sitzt zusammen auf einer Schulbank. Und doch welch sauberes freundliches Bild gewährten die Klassen, da die unbemittelten Kinder, wie mir die Lehrer sagten, nie an Ordnung, Reinlichkeit, Artigkeit hinter den bessersituierten zurückbleiben wollten. Wenn ich die mir sich enthüllten Hauptzüge des schweizerischen Schulwesens in einen Brennpunkt zusammenfassen soll, so möchte ich sagen, es gipfelt in Freiheit, in Reinlichkeit und Ordnung (die Bänke in der Mädchenschule in Bern sahen wie neu aus, obgleich sie viele Jahre alt waren), in Gesundheitspflege (Pausen von einer Viertelstunde nach jeder Schulstunde), in Erziehung zur Selbständigkeit und in der Verwertung trefflicher Lehrmittel. Alle diese Züge traten mir vielfach in den einzelnen Schulen vor die Augen. Soll ich noch einige mir auffallende Erscheinungen nennen, so sind es die folgenden. Eine Schule hatte eine elektrische Uhr, welche nach jedem Schlage das Läuten besorgte und also pünktlicher war als die besten Schulaufwärter; die Schiefertafel war so gut wie abgeschafft, selbst die Elementarschüler schrieben mit Feder und Tinte und die mir vor-

gelegten Proben aus den achten Klassen waren sehr schön. Ein Lehrer ließ von Zeit zu Zeit in fremde Schreibebücher schreiben, und er sagte mir, daß die Kinder sich dabei ganz ungewöhnlich anstrengten, um nicht in dem Buche des Mitschülers als schlechte Schreiber an den Pranger gestellt zu werden. Das Singen wurde in den untern Klassen nach dem Gehör geübt, in den obersten Klassen nach Noten, wobei zuerst das Notensystem von drei Linien auftrat und das fünflinige später folgte.

Mit Recht widmet man den Arbeitslehrerinnen besondere Teilnahme; sie müssen übrigens so katechisieren und entwickeln können wie die übrigen Lehrerinnen und die Denkübungsstunde einer Handarbeitslehrerin überraschte mich in hohem Grade, da sie eine Meisterin im Entwickeln war. Wie hoch die Schweiz Schule und Erziehung der Jugend achtete, worin ja das Vor- oder Rückwärtsschreiten eines Volkes seine Hebel hat, das sah ich an allen Orten. Es zeigt sich in der sorgsamen Pflege der einzelnen Anstalten, vom Kindergarten bis zur Hochschule, ferner in den Opfern, welche gern und willig gebracht werden, in den wohlthätigen Stiftungen, in den Ferienkolonien, in den Jugendbibliotheken, in den Vereinen (z. B. zur Unterstützung armer Schulkinder), in den Versammlungen, Konferenzen, Ausstellungen und in der ganzen Besorgung der Schulpflege. In Zürich wurde eine Direktorwahl in der Kirche vorgenommen und meine Verwunderung darüber wurde mit der Frage beantwortet, ob denn eine Schuldirektorwahl nicht auch für die Kirche und die gesamte Bevölkerung von der größten Wichtigkeit sei? Über der Luzerner Schulausstellung stand: „Willst du des Landes Flor und seine Würde mir zeigen, deut auf Paläste nicht hin, führ in die Schulen mich ein!“

Und nun mögen die Personen an meinem Geiste vorüberziehen, die zu Lichtpunkten meiner Reise wurden, und die mich an Goethes Wort denken ließen: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hier und da jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund

erst zu einem bewohnten Garten.“ Da tritt, nachdem ich meines lieben Bühlmanns schon oben gedacht habe, zuerst das Bild meines teuern, schon verklärten Freundes Zetsche vor mir auf, der nach den Maiereignissen, in die er verwickelt war, aus Sachsen floh und seine zweite Heimat in der Schweiz fand, die seine hohe geistige Begabung sofort erkannte, ihn, den Ausländer in den Hohen Rat wählte (ein fast einzig dastehender Fall) und später zum Rektor der Kantonschule in Zürich berief. Jetzt nach einer langen gesegneten Wirksamkeit lebte er als Emeritus in Winterthur und praktizierte als Advokat und Redakteur. Als wir uns wiedersahen, fanden wir uns beide so verändert, daß ich ihn sicher nicht erkannt hätte, wenn ich es nicht gewußt, daß er es war, und er bei meinem Anblick lange raten mußte, ehe er auf meine Wenigkeit kam. Wir lagen uns sogleich in alter treuer Liebe — ich war seit den sächsischen Lehrerversammlungen aufs innigste mit ihm befreundet — in den Armen. Er widmete sich mir mit der größten Aufopferung und weihte mich in alle Verhältnisse der Schweiz ein. Als ich ihm andeutete, daß ich den Wunsch hätte, meinen Lebensabend in der Schweiz zu verbringen, rief er: „Das laß lieber sein, mein Guter, bleibe du im lieben Sachsenlande, du würdest es vielleicht bereuen, hierher gekommen zu sein.“ Und nun entwarf er mir von dem Leben in der Schweiz und von seinen Erfahrungen ein Bild, welches teilweise grau in grau gemalt war und mir zeigte, daß in einer Republik auch nicht alles vollkommen ist. Nachdem wir manches Erinnerungskästchen aus alter Zeit ausgeleert, schieden wir mit Wehmut von einander. Noch einige andere Begegnungen mit lieben Freunden seien hier angereiht. Als ich auf meiner Wanderung nach der Taminaschlucht einen Lehrer traf, eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte und mich als Leipziger bekannte, sagte er: „Wenn Sie aus Leipzig sind, da kennen Sie gewiß auch den Cornelia-Redakteur Karl Pilz; ich habe seine Schriften gelesen, ihn lieb gewonnen und möchte ihn gern einmal sehen.“ „Das können Sie sehr leicht haben,“ erwiderte ich. „Wie so?“ fragte er. „Nun, ich bins!“ „Was, Sie sind der Doktor P., nein, Sie scherzen wohl, das ist doch

nicht möglich." „Es ist so und ich freue mich unendlich, daß ich so treffliche Anhänger und Freunde in dem lieben Schweizerlande habe." Mit diesem wackern Kollegen — sein Name war Christ — habe ich später noch einigemale eine Korrespondenz unterhalten, die aber in letzter Zeit leider eingeschlafen ist. Hierbei will ich noch erwähnen, daß die Schweiz überhaupt meinen Bestrebungen eine mich wahrhaft beschämende Anerkennung hat zu teil werden lassen. Kein Blatt hat so begeisterte Referate über die „Cornelia" gebracht, wie die St. Gallener Blätter, und überall fand ich Freunde meines Lieblingskindes. In St. Gallen machte man mir sogar das Kompliment, daß ich der Schöpfer der dortigen Kindergärten sei, weil man durch meinen Artikel: „Fröbel und sein Vermächtnis für unsere Zeit" zur Gründung eines Kindergartens angeregt worden sei. Als ich das dortige Waisenhaus besuchte, stimmten die Kinder mir zu Ehren einen lieblichen Gesang an, der frisch und rein aus den jugendlichen Kehlen kam und mich tief rührte. Zu den Persönlichkeiten, die ich nur vorübergehend begrüßen konnte, aber alle lieb gewann, gehörten: der von mir schon erwähnte Schulinspektor Heß in Basel, Dir. Schuppli in Bern, Lehrer Schneebeli in Zürich, Schlaginhaufen in St. Gallen, die verdienten Waisenväter Morf, Wellauer und Scheublin. Ihnen allen habe ich stets ein treues Andenken bewahrt. Gedenke ich schließlich der Feste, die ich mitgefeiert (das Bundesschützenfest in Basel, auf dem ich die verschiedensten Schweizer Stämme kennen lernte, das in seiner Art einzig dastehende Jugendfest in St. Gallen rc.), der kleinen Abenteuer, die ich erlebt, und auch der genußreichen oder weihevollen Augenblicke, wie z. B. in der Kirche zu Droguen, wo ohne Orgel ein wundervoller Gemeindegesang ertönte, so erscheint mir diese Schweizreise wie ein goldner Traum, in den ich mich oft versenke, wenn mir die Gegenwart zu trocken und alltäglich wird. Als ich das gottbegnadete Land verließ, gingen die Worte des Dichters (Salis) durch meine Seele:

Lebt nun wohl, ihr Thäler des Landes! Ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden euch zu.

Heil dir und dauernde Freiheit, du Land der Einfalt und Treue!
Deiner Befreier Geist ruh auf dir, glückliches Volk!
Bleib durch Genügsamkeit reich und groß durch Strenge der Sitten;
Rauh sei wie Gletscher dein Mut! kalt, wenn Gefahr dich umblitzt;
Fest, wie Felsengebirge, und stark wie der donnernde Rheinsturz,
Würdig deiner Natur, würdig der Väter, und frei!

---

10. Kapitel.

Schulerlebnisse.

Die Welt soll jedes Lehrers Schule sein,
Die Schule aber seine Welt allein.

„Bauet Schulpaläste dem Volk, stellt silberne Bänke, goldne Katheder hinein, Freunde! was helft ihr damit, wenn ihr versäumt, ihm Lehrer zu senden hochsinnigen Geistes, silberhellen Verstands, lautren Gemütes wie Gold?“ Dies Wort eines Dichters unsrer Tage erinnert mich an mein treffliches Kollegium, in dessen Mitte ich diese angedeuteten Eigenschaften um mich herum zu sehen Gelegenheit hatte. Ein Schulkollegium ist wie eine große Familie. Eintracht, Frieden und Teilnahme, die einer Familie den Himmel bauen, sind auch die Sterne, die einem Lehrerkollegium nie untergehen dürfen, und die dazu beitrugen, daß die letzten zwei Jahrzehnte meiner Schulwirksamkeit durch keinen Mißton innerhalb des Schultempels gestört wurden. Wenn ich einige meiner Lehramtsgenossen hier besonders erwähne und ihrer ehrenvoll gedenke, so will ich mich hüten, daß ich mich nicht an der Bescheidenheit und der Wahrheitsliebe derselben versündige. Die vierte Bürgerschule besaß in dem heimgegangenen Kollegen Klauwell einen der pädagogischen Koryphäen, der nach dem Hinscheiden des Dr. Vater die Fahne des Elementarunterrichts vorantrug, und die Schriften dieses hochbegabten Kollegen stehen noch heute in großen Ehren. Sein Schulbuch und sein Führer sind einzig in ihrer Art, und wie viele Bücher auch für das kleine Volk der achten Klassen erschienen sind, die Klauwellschen Bücher sind noch

nicht in den Schatten gestellt. Sein Erbe hat an dieser Schule ein Mann angetreten, der im Leben mit ihm innig verbunden und in der Methode sein treuer Anhänger war. In Leipzig braucht man ihn kaum zu nennen; alt und jung kennt dort den Meister des Elementarunterrichtes, den Vater der Kleinen, den durch Treue im kleinen sich besonders auszeichnenden Kollegen B. Schob, in dessen Klasse die besorgten Eltern immer so gern ihre Sprossen haben wollten. Vorzüglich war immer seine Schulung der in die Schule eintretenden Anfänger und gewiß sind die vielen Zuhörer und Zuhörerinnen, die er mitunter um sich hatte und wohl noch hat, nie ohne Anregung, Belehrung und Förderung für den eigenen Beruf von ihm fortgegangen. Unvergeßlich bleibt mir der Vater, der eines Tages an seiner Klassenthür wartete. Auf meine Frage, was er wünsche, sagte er mir: „Ich will den Mann sehen, der meinem Kinde in so kurzer Zeit so schreiben und lesen gelehrt hat; ich staune die Fortschritte meines Sohnes wie ein Wunder an und ich muß dem Lehrer dankbar die Hand drücken.“ Solch dankbare Eltern sind freilich nicht immer dick gesät. Wohl hatte die vierte Bürgerschule wie die andern Anstalten noch manchen andern trefflichen Elementarlehrer, aber das war und ist mehr oder weniger auch Schobs Verdienst, weil sie den Geist und die Methode desselben nachgeahmt haben. Er hat mich oft an das Wort erinnert: „Der Schule zarteste, der Schüler jüngste Schar sie heischt den besten Mann, den Meister ganz und gar.“ Außer den Elementarlehrern hatte die Schule noch manche andere Lehrkraft, die eine Zierde des Kollegiums war, und einzelne machten sich auch durch Herausgabe von wertvollen Schriften bekannt. Mein teurer und geliebter Freund Franz Wönig, dessen unermüdliches Wirken und Schaffen ich oft bewundert habe, gab nicht nur Erzählungen und Gedichte heraus, sondern machte sich auch durch wissenschaftliche Abhandlungen und botanisch-ästhetische und botanisch-archäologische Werke (Pflanzenformen im Dienste der bildenden Künste — Pflanzen im alten Ägypten) einen hervorragenden Namen. Die Arbeiten fanden in hohen und niederen Kreisen, bei Gelehrten und Forschern Interesse und Beifall. Die

dem Verfasser geschehenen Anerkennungen und Ehren warfen natürlich auch einen Strahl auf die Anstalt, die ihn besaß. Schriftstellerisch thätig waren noch: Kollege Oberlehrer Werner, der mit mehreren anderen Lehrern die Naturwissenschaften würdig vertrat, Dr. Hummel, der den Philosophen mit dem Pädagogen in verschiedenen Abhandlungen verband, Schob, der ein Rechen-Lehrmittel herausgab, Dir. Dr. Zimmermann, der wertvolle geographische Bücher herausgab, u. a. Ehren und Auszeichnungen erfuhren viele unserer Mitarbeiter. Sie wirkten und wirken noch als Direktoren, als Geistliche, als Vorsitzende von Vereinen, als Abgeordnete bei den Lehrerversammlungen, als Mitglieder des Schulausschusses und in Ehrenämtern der Stadtgemeinde. Wenn ich ihrer hier in alter Liebe und Anhänglichkeit gedacht habe, so möge mir ihre Bescheidenheit nicht zürnen und ihre Freundschaft, die mich immer gehoben und begeistert hat, bewahrt bleiben!

Hierbei gedenke ich der Tage und Augenblicke, die im Schulkalender rot zu verzeichnen waren und der Schule sozusagen ein Sonntagskleid anlegten. Zu denselben gehörte außer den Prüfungen und Schulfesten besonders der Einzug in eine neue Schule. Aus einer Schule, die wie in einem Kasten von hohen Häusern lag und namentlich im Winter an ägyptischer Finsternis litt, so daß man die Kinder gegen 4 Uhr kaum noch sitzen sah, zogen wir aus und dann ein in hohe, helle, freundliche Räume, die zur Arbeit wahrhaft begeisterten und die Prophezeiung des Direktors, daß vielleicht mancher Heimweh nach den alten trauten Räumen bekommen werde, ist wohl nie in Erfüllung gegangen. Ergreifend war es, als der Schulrat seiner Weiherede (wie bereits erwähnt) die Worte zu Grunde legte: „Hier ist gut sein, hier wollen wir Hütten bauen!“ und dann die neue Stätte mit Segenswünschen und mit Mahnungen weihte. Es sind eigne Gefühle, die man hat, wenn man ein Haus auf immer verläßt, eine Heimat des Wissens und Schaffens, ein Feld des Säens und Erntens, einen Boden, auf dem zahlreiche Erinnerungen, ernste und heitere, eingegraben sind; es ist, als ob ein Stück Seele im alten Hause zurückbliebe, als ob man die Bilder desselben nicht los werden könnte.

Zu weiteren frohen Erlebnissen gehörte das Jubiläum der Herren Dir. Dr. Zimmermann und Oberlehrer Werner. Ich hielt dabei die Festrede über den Spruch: „Gehorchet euern Lehrern ꝛc. Beide Herren Kollegen erfreuten sich an diesem Tage einer reichen Ernte der Liebe und Dankbarkeit, und hochinteressant war das Lebensbild in engem Rahmen, was der Kollege Werner bei der geselligen Zusammenkunft von sich entwarf.

Und hieran knüpfe ich einige Worte über meine Erfahrungen im Amte. Zuerst ein Wort über meine Schülerinnen. Immer habe ich so gedacht wie ein Dichter sagt: „Im Kind ist euch vertraut ein reines teures Gut, nehmt, Lehrer, dies Geschenk mit Lieb in ernste Hut!“ und habe es daher an Sorgfalt in der Behandlung der Kleinen nicht fehlen lassen. Mit wahrer Freude denke ich an die musterhaften Kinder, die mich nicht nur durch ihr Betragen, sondern auch durch ihre Antworten entzückten, aus denen nicht selten Witzfunken herausleuchteten. Als ich bei der Fabel vom Fuchs und der Gans fragte, warum der Fuchs zur Gans sagte: „Ich hab dich schon lange was wollen fragen,“ antwortete eine kleine Schülerin: „Er wollte sie gewiß neugierig machen!“ Als ich einst erzählte, daß die Ägypter ihre Kranken an die Straßen setzten, damit die Vorübergehenden gute Heilmittel angeben sollten, hob eine Kleine die Hand und sagte, zum Sprechen aufgefordert: „Aber wenn die Kranken Fieber hatten, konnte man sie doch nicht auf die Straße setzen.“ Freilich kam auch manche Antwort, die fürs Anekdotenkästchen paßte. Eine Antwort wie die, welche auf die Frage: Wo gehört der Hering hin? lautete: In den Kartoffelsalat! habe ich allerdings nicht erhalten, aber viele andere ebenso drastische. So sagte in der Prüfung eine Schülerin auf die Frage: Wie wird der, welcher zu viel ißt? ganz entschieden: Der wird dick! Ich könnte eine ganze Blumenlese von solchen Gedankenblitzen meiner Schülerinnen geben, will aber hier nur noch andeuten, daß ich mitunter einen Preis auf die Beantwortung einer schweren Frage oder eines Rätsels setzte. So fragte ich z. B., wie man von einem Orte zum andern reisen

könne, wenn man nicht mit dem Wagen, dem Schiff, der Eisenbahn fahren und auch nicht zu Fuß wandern wolle. Nach längerm Nachdenken rief eine Schülerin sichtlich erfreut: „Wenn man mit dem Luftballon fährt.“ Der Preis, welchen ich auf die Beantwortung einer schweren Frage setzte, bestand in einem Stern, welchen ich zu dem an die Wandtafel geschriebenen Namen des Kindes hinzusetzte. Auch bei zu ratenden Rätseln, die Kellner die Nüsse am grünen Weihnachtsbaum nennt, machte ich es ebenso. „Ei, wie unpädagogisch“, wird hier vielleicht ein Leser denken, „das heißt doch die Eitelkeit, den Ehrgeiz und Dünkel im Kinde aufstacheln und überhaupt das bedenkliche Wort Smiths sich zur Richtschnur nehmen: ‚Das große Geheimnis der Erziehung liegt darin, die Eitelkeit auf passende Gegenstände zu lenken.‘“ O wenn man doch bei tausend andern Dingen auch immer daran dächte, was sie im Gefolge haben können. Was für Früchte trägt denn das immerwährende Herauf- und Heruntersetzen der Kinder (ich habe nur zweimal im Jahre versetzt), das Belegen derselben mit tief herabsetzenden schimpflichen Ausdrücken, das Vorziehen einzelner Kinder, die man gut leiden kann, das öffentliche Loben und Heraustretenlassen der besten Kinder und das an den Prangerstellen der weniger guten oder schlechten Schüler, das Angeben der Klassenaufseher, wenn dieselben irgend etwas Unrechtes sehen. Das sind alles Dinge, an welche sich nicht viel Gutes haftet. Ein Sternlein kann ja wohl auch ein Kind nicht nur hoch erfreuen — wie es stets der Fall war — sondern auch ein starkes Selbstgefühl oder eine gewisse Einbildung anregen, aber die Förderung des klaren Denkens, der Wettstreit um die Palme, die Freude an der Errungenschaft, das alles fällt viel tiefer in die Wagschale als das Fünkchen Ehrgeiz, welches die Auszeichnung erregt. Solche Knacknüsse habe ich ja auch nur vereinzelt von Zeit zu Zeit gleichsam als Goldkörner in den Schulstaub gestreut. Denkübungen mit dem kleinsten Völkchen sind überhaupt schwer. Warum? Weil es schwer ist, sich in den engen Gesichtskreis der Kleinen zu versetzen und weil man gerade bei ihnen ein Meister in der Beschränkung sein muß. Aber sie sind und bleiben ein mächtiger

Hebel für die Menschenbildung. Lessing sagt so wahr: „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eignen Nachdenken gewöhnt.“ Und Sutermeisters Wort: „Wer in der Schule sich sammeln gelernt — und lernt er nichts sonst dort, hat für das Leben bereits, nicht für die Schule gelernt“ dürfte gewiß auch auf das Denken anzuwenden sein. Über das Betragen der Kinder habe ich weder zu klagen noch mich zu ärgern gehabt. Wer da weiß, was ein Kind ist, und jeder Lehrer sollte dies wissen, der wird auch die kindlichen Schwächen richtig beurteilen und nie die Geduld und den Mut verlieren. Kleine Mädchen sind zu drei Fehlern geneigt: zum Plaudern (was gar zu süß ist), zu kleinen Empfindlichkeiten und zu Hader um Kleidung und Putz. Ebenso klebt dem beweglichen Sinn der Mädchen leicht Zerstreutheit an. Gegen alle diese Fehler hilft nur entschiedenes Auftreten (so hielt ich den Schülerinnen, als eine mir klagte, man hätte gesagt, sie ginge wie eine Großmutter, eine sehr ernste Predigt über den wahren Schmuck eines Kindes und über die lächerliche Kleidereitelkeit) und eine feste, eiserne Disciplin, denn es bleibt ein altes wahres Wort: „Wenn man dem Mädchen den kleinen Finger giebt, nimmt es die ganze Hand“, und einmal einen Fehler ohne Bestrafung hingehen lassen, ist der beste Impuls zu neuer Sünde. Aber wie auch die kleine Welt noch straucheln mag, es ist mir doch immer bei der Leitung meiner Schülerinnen das Wort des Dichters eingefallen: „Kinder bewachen ist ein Engelsgeschäft.“ Wahre Rührung erregte es unter anderm in mir, als eine kleine Schülerin, die zu gern plauderte, den untersten Platz bekommen sollte, um in meiner Nähe zu sein, und mich unter Thränen bat: „Lieber Herr Doktor, versuchen Sie es doch noch einmal mit mir; ich will mich gewiß bessern!“ Ich versuchte es, ließ sie auf ihrem Platze und sie hielt Wort. Zu den mich rührenden Augenblicken gehörte es auch, wenn Kinder bei der Versetzung laut weinten und bei mir bleiben wollten. So sagte einmal meine unvergeßliche kleine Harrwitz, als ich am Versetzungstage Thränen bemerkend fragte, was vorgefallen sei: „Herr Doktor, sie weinen, weil sie

von Ihnen fort sollen; nun ja, ich möchte selber auch gern bei Ihnen bleiben, aber das geht doch nun einmal nicht!“ Eine trübe Erinnerung ist die an eine Schülerin, welche mit Krämpfen behaftet war und nicht selten unter dem Ausrufe: Ich kriege die Krämpfe! zusammenbrach und in die Stube fiel. Das Mitleid mit dem armen Kinde erregte mich so, daß ich selbst bei jedem Anfall, den sie bekam, halb ohnmächtig wurde, was mir bewies, daß ich zu einem Arzt nicht gepaßt hätte. Solche Kinder sollten überhaupt in öffentlichen Schulen nicht unterrichtet werden. Ich kette hieran noch einige Mitteilungen über meine Unterrichtspraxis und bemerke zuerst, daß ich die Schülerinnen oft als Lehrerinnen auftreten ließ im Lesen und Rechnen. Jede mußte ihre Nachbarin, wenn diese las, beaufsichtigen und „falsch“ rufen, wenn die Leserin einen Fehler machte. Wie sehr sich dabei alle Leser zusammen nahmen, hat mich oft erfreut. Ebenso ließ ich die Rechenaufgaben durch die Schülerinnen geben, ließ das Einmaleins überhören ꝛc. Hinsichtlich des Schönschreibens führte ich mitunter das aus, was ich in der Schweiz gesehen hatte. Ich ließ die Schülerinnen in fremde Bücher schreiben; jede nahm sich dabei in acht, um sich nicht in dem fremden Buche als eine schlechte Schreiberin an den Pranger zu stellen. Schlechte Schreiber mußten auch mitunter an der Wandtafel vor aller Augen ihre Schriftzüge ausführen. Durch diese Maßregeln und besonders durch das Schreiben im Takt gelang es mir, bei den meisten Schülerinnen einen sehr guten Erfolg zu erringen. Das Rechtschreiben, welches Kellner das Schulmeisterkreuz nennt, kann, wie bekannt, auf zweifachem Wege erlernt werden, durch Gesicht und Gehör. Ich habe besonders das erstere zu Hilfe genommen. Ich ließ viel abschreiben und die Fehler sogleich von den Kindern verbessern. Wenn ich bei aller Mühe und allem guten Willen es doch nicht erreichte, daß alle Schülerinnen ganz gleichmäßig fortschritten, so wird dies wohl niemand wunder nehmen, der da weiß, wie verschieden befähigt Kinder sind. Und nun will ich dieses Kapitel noch schließen mit freudigen Erfahrungen aus dem Kreise der Eltern, die mich über früher erlittene Unbill hinaushoben und zu immer neuer

Begeisterung entflammten. Wie bei andern Kollegen warteten die Eltern auch bei mir nach der Prüfung scharenweise vor meiner Klassenthür, um mir in den schmeichelhaftesten Ausdrücken Dank für alle ihren Kindern erwiesene Liebe zu sagen. Ein Vater stellte sich mir auf der Reise als meinen großen lebenslangen Schuldner vor. Ich kannte ihn nicht, konnte mir also seine Wort nicht erklären bis er mir sagte, er habe zwei Töchter zu mir in die Schule gesandt, und mir Komplimente machte, vor denen sich meine Bescheidenheit entsetzte. Ein anderer Vater sagte: „Sie sind also der, über den bei meinem Kinde nichts geht, sogar wir haben sein Herz nicht mehr wie Sie!“ Und wieder ein anderer Vater schrieb mir: „Mein Kind will gar nicht ordentlich essen; wir müssen deshalb unsre Zuflucht zu Ihnen nehmen, auf Sie hält sie so große Stücke, daß sie Ihnen zu Liebe und aus Gehorsam gegen Sie essen wird. (Natürlich nahm ich die kleine Nichtesserin vor und malte ihr das Los eines nicht essen wollenden Kindes in grellen Farben; obs geholfen, weiß ich nicht). Auf einer Reise in ein Seebad traf ich einen Vater, der mich in seine Familie einführte und beim Eintritt in die Familie rief: „Kinder, heut ist für uns alle ein schöner Festtag angebrochen, da wir unsern Doktor bei uns haben.“ Seine Familie, seine Kinder, meine Schülerinnen, überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten. Wenn ich hier noch hinzufüge, daß Schüler und Schülerinnen auch dann noch, wenn sie längst von mir fort waren, mir noch herzliche Glückwünsche zur besondern Zeit schrieben, oder daß (wie mir ein Leipziger Schuldirektor erzählte) eine Schülerin, die als Konfirmandin ihre Schulzeit zu schildern hatte, schrieb: Mein liebster Lehrer war der Dr. P. — so wird der Leser fragen: Wozu die Selbstberäucherung? Hierauf nur das folgende. Nichts ist mir mehr zuwider als Selbsteinräucherung; und ich habe diese Erlebnisse nur erzählt, um zu zeigen, daß mein Leben und Wirken als Lehrer auch von vielen Rosen der Freude durchflochten war und daß ich nicht einstimmen konnte in Klagen, wie sie in Freimuths Fruchtkeimen geschildert werden: „O wie oftmals hört man sagen: Lehrerjoch möcht' ich nicht tragen; schwere Pflichten, leichter Lohn, karge Kost bei reichen

Plagen. Und dazu der Ärger noch!“ Noch viel weniger habe ich es verstehen können, wenn ein junger Mann auf die Frage: Sind Sie Lehrer? antwortet: Gott sei Dank! nein. Und deshalb sollten meine Zeilen nichts sein, als ein kleines bengalisches Feuer, ergossen über den Lehrerberuf, der ungerechter Weise nicht selten geschmäht und verkannt wird.

---

11. Kapitel.

Erholungen.

Welchen Ort wähle ich mir aus zur Erholung? Das ist eine Frage, die sich jeder verschieden beantworten wird, je nachdem er seine besondern Wünsche und Bedürfnisse hat. Wer aus der Einsamkeit sich heraussehnt, wo er mit seinem lieben Ich sich gelangweilt hat, der muß Luxusbäder und Örter aufsuchen, an welchen jeder Tag ein Fest ist mit immer neuen Unterhaltungen und Vergnügungen, wo man die Menschheit in tausend Nuancen vertreten sieht und sich nach allen Richtungen hin zerstreuen kann; wer aber aus dem Lärm des Tages sich wegsehnt, wer von strenger Geistesarbeit ausruhen und seiner Gesundheit neue Stützen verleihen will, der muß andere Örter aufsuchen, wo die Stille regiert und wo eine nervenstärkende Luft weht. In dem letzten Falle war ich und wählte daher das Seebad Prerow auf der Insel Zingst. Mit Frau und Sohn gelangte ich eines Abends mit dem Schiffe von Stralsund aus in Zingst an, um nun auf holpriger löcheriger Straße in einem offnen Gefährt dahinzurasseln, das hundertmal umzuwerfen drohte, mich aber nach ausgestandener Todesangst glücklich an das Häuschen des Seemanns Peters brachte. Dasselbe lag an der Seite einer weit sich ausdehnenden, von Wald eingefaßten Wiese, war mit einem anmutigen Gärtchen umrahmt und erinnerte seinem ganzen Aussehen nach an Schillers Wort: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Die guten Leute schienen nicht einen Fremden, sondern

einen Vetter oder einen nahen Freund in mir erwartet zu haben, denn sie hatten die Thüre ihres idyllischen Häuschens bekränzt, kamen mir und den Meinigen in biederer und aufrichtiger Herzlichkeit entgegen und führten uns sogleich an einen mit den besten Erfrischungen gedeckten Tisch, dem wir leider wegen Müdigkeit und Abspannung wenig zusprechen konnten. Sehr bald hatten wir uns in der lieben Familie (Mutter, Tochter und deren Töchterchen), deren Hausvater noch auf der See weilte, eingerichtet, und was ist mir dieses Prerow gewesen? Ein wahres Sanssouci, eine Verjüngungsquelle, ein Gesundbrunnen. Natürlich heben sich in dem Bilde eines Badelebens verschiedene Lichtpunkte hervor, die einem unvergeßlich bleiben. Zu diesen gehörten unter anderen die Wanderungen nach dem Leuchtturme (von dem aus ich oft die wogende und stürmische See mit geheimen Grausen betrachtete), die Spaziergänge in den nahen Wäldern voll Nadelduft, die Fahrten über den Botten, die Unterhaltungen mit meinen Freunden durch ein Telephon (freilich sehr primitiver Art) und die musikalischen Abende in dem Hotel Scharmberg. Auch kleine Abenteuer und überraschende Scenen fehlten nicht. Als ich bald nach meiner Ankunft eine Morgens aus dem Bade komme, glaube ich den mir bekannten Kaufmann Roßmäßler aus Leipzig zu sehen und drücke ihm mit den Worten: „Sie sind also auch hier, das ist ja herrlich!“ die Hand. Er fragt nach der Temperatur des Wassers und verabschiedete sich dann rasch von mir. Ein mir nachkommender Herr fragt mich: „Wie sind Sie denn mit diesem Herrn bekannt geworden?“ und ich sage ihm, daß ich mit dem Herrn Roßmäßler längst bekannt und befreundet sei. Da ruft er lachend: „Das ist doch der Berliner Herr Geheimrat Dr. Schneider aus dem Ministerium und nicht Ihr Roßmäßler.“ Meine Überraschung und Verlegenheit kann sich der Leser denken; der hochgestellte Ministerialbeamte hat mir aber die Begegnung nicht übel genommen, vielmehr auch weiter ohne allen kalten Etikettenzwang in der liebenswürdigsten und theilnehmendsten Weise mit meiner Wenigkeit verkehrt. Wenn er mir beim Abschiede von Prerow sagte: „Vielleicht sehen wir uns einmal wieder!“ so ist mir leider die Ehre und

das Glück des Wiedersehens mit einer so hochverdienten und allgemein verehrten und geliebten Persönlichkeit bis jetzt nicht zu teil geworden.

Der Abschied aus der biedern Familie (die am liebsten meinen Sohn dort behalten hätte) ging nicht ohne Thränen ab, und noch längere Zeit sind wir mit derselben in Verbindung geblieben.

In einem darauf folgenden Jahre, nachdem ich von einer Krankheit genesen war, wählte ich als Kur- und Erholungsort das Seebad Ahlbeck bei Heringsdorf. Es ging mir wie jenem Badegast, der da ausrief: „Es zieht mich wieder hin zum Meeresstrande, wo ich, umspielt vom schönsten Morgenrot, gelagert oft in weichem Dünensande, die heiße Stirn der kühlen Seeluft bot.“ Zwar hätten wir am liebsten das idyllische Prerow wieder aufgesucht, aber wir erkannten bald, daß es kaum einen zweiten Kurort geben wird, wo man ebenso die Stille und Zurückgezogenheit wie das Leben der großen und freien Welt genießen kann wie in Ahlbeck. Dasselbe liegt bekanntlich 10 Minuten von Heringsdorf und bietet höchst romantische und entzückend schöne Ausflüge. Wenn ich des Morgens nach dem erquickenden Bade mit dem Dichter ausrief: „Welche Wonne, des Leibes ermüdete Glieder zu baden in der krystallenen Flut, sei wie ein Spiegel sie glatt, sei es im lustigen Kampf mit den brandenden Wolkensäulen“, oder wenn ich im nahen Walde den Balsam des Nadelduftes einsog, wenn ich nach eingenommener Mahlzeit in dem im Walde gelegenen Forsthause einen trefflichen Mokka schlürfte, oder Heringsdorf durchwanderte, das mir vorkam wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ und einen Villenkranz bietet wie kaum ein zweites Bad; oder auf dem Präsidentenberge den Amüsements der feinen Welt zusah, oder durch Wald und über Berg und Thal nach dem wie ein Einsiedler daliegenden Wollgastsee pilgerte, oder den Langenberg bestieg, oder durch den Wald nach der Hafenstadt Swinemünde wanderte und auf dem Waldschloß träumend saß, oder die Abenteuer einer Fahrt nach dem Bade Mißdroy erlebte, oder in der Nähe des Kulm stand und sah, wie die Sonne hinter dem Berge nach ihrem letzten Grüßen verschwand, wie die Nacht aus der

See emporstieg bis auch der letzte Wiederschein verschwunden war, und das geheimnisvolle Rauschen des Sees an mein Ohr schlug und ich mit dem Dichter rufen mußte: „Unermeßlich und unendlich glänzend, ruhig, ahnungsschwer, liegst du vor mir ausgebreitet, altes, heil'ges, ew'ges Meer" — so waren dies alles Lichtpunkte, die sich wie Rosen in den Kranz der schönen Tage einflochten. Auch an wahrhaft erhebenden Tagen und weihevollen Stunden fehlte es nicht. Ich zähle dazu vor allen Dingen den Gottesdienst in dem Ahlbecker Walde. Nach einem vortrefflich intonierten gemischten Chorgesang und einem gemeinschaftlichen Gesange, der in diesem Natur-Gotteshause ergreifend wirkte, bestieg ein Geistlicher aus Swinemünde die bekränzte Rednerbühne und hielt über den ungerechten Haushalter eine Predigt, die ich nie habe vergessen können, weil sie eine Quelle hoher Lebensweisheit und echt christlichen Sinnes war und auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck ausübte. Ebenso erhebend und genußreich waren für mich die Konzerte in Heringsdorf und das Sängerfest in Swinemünde.

Aber ich kann meinen Bericht nicht schließen, ohne zweier Örter zu gedenken, die sich zwar mit den berühmten Kurorten und Seebädern nicht messen können, die mir aber doch als liebliche, reizende Oasen in meinem Leben erschienen sind. An beiden habe ich ein Stücklein Weltschmerz begraben und Heiterkeit des Geistes dafür eingetauscht und eine Dosis neuen Lebensmutes mir erworben. Es waren die Örter Diesbar und Weida. Das erstere besuchte ich im Jahre 1881; es liegt an der Elbe zwischen Meißen und Riesa und ist so recht ein Eldorado für alle die, welche Welt und Menschen vergessen wollen, von denen sie vielleicht nicht viel Gutes erfahren haben, oder die ihre maltraitierten und gereizten Nerven wieder heilen und erfrischen wollen. Man kann in den nahen Wäldern und Thälern stundenlang wandern, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Als ich in meine Wohnung, die einen schönen geräumigen Garten an der Elbe hatte, eingezogen war, verlebte ich gleich den ersten Sonntagsmorgen in so gehobner Stimmung, daß ich die folgenden Verse in mein Notizbuch schrieb:

Hehre Stille rings herum,
Nicht ein Laut des Weltgewühles,
Nicht des Hammers schwerer Schlag,
Nicht des Posthorns scharfes Schmettern
Dringt in dieses Heiligtum!
Hoch empor zum Himmel ragen
Felsenmauern steil und kühn,
Freundlich zieht zu ihren Füßen
Sich der Reben Grün dahin,
Und des Stromes Silber flimmert
In dem Sonnenstrahle licht.
Dieser hehre Sonntagsfriede,
Der aus jeder Blume schaut,
Der im sanften Baumesrauschen
Klinget wie ein still Gebet,
Den das Kirchenglöcklein läutet,
Der sich in des Himmelsblau
Spiegelt wie im Wellenmeere —
Dieser Friede senket sich
In mein Herz als Gruß vom Himmel,
Und im Arme der Natur
Fühl ich mich am Herzen Gottes.

So wertlos diese Verse sein mögen, immerhin zeigen sie, welche gehobne Stimmung der Aufenthalt in Diesbar in mir erweckte. Freilich, wer in solcher ländlichen Stille ohne einen trauten Freund ist, bei dem kann sich eines Tages das Gespenst der Langeweile anmelden, und wenn man auch gesagt hat, die durch geistige Thätigkeit überangestrengten Menschen müßten sich gründlich langweilen, um zu gesunden, so ist doch auch dieses Heilmittel gewiß nicht süß zu nennen. Mir wurde die Langeweile erspart durch einen Freund, der mich in der liebenswürdigsten Weise auf die schönsten Punkte (kleine Bastei, Lutherbuche, Hirschstein, Schloßberg 2c.) führte, und übrigens bietet auch das nahe Meißen eine herrliche Abwechselung, so daß das Leben nicht zu eintönig werden kann. Wer Ruhe des Geistes braucht — und wer brauchte sie nicht in unserer heutigen, aufregenden, raschlebigen, im Jagen und Hetzen sich aufzehrenden Zeit — dem rate ich, in Diesbar seinen Sommersitz aufzuschlagen. Wie diese

Scholle Erde mich als Oase entzückte, zeigte das **Abschiedsgedichtchen**, welches also lautete:

Leb wohl, du liebes trautes Plätzchen,
An dem so mancher Seelenflug
Ins Reich des Schönen mich ergötzte,
An dem es glücklich mir gelang,
Mich loszuringen von dem Banne,
Den harte Arbeit auferlegt;
An dem von Füßen ich geschüttelt,
Den Staub der dunklen engen Stadt,
Und mit ihm all die bangen Sorgen,
Sowie der Vorurteile Last,
Des Weltgezänkes bittern Eifer,
Der Ärgernisse schleichend Gift.
In deinem stillen „Waldesfrieden“
Ich fand ersehnte Herzensruh.
Auf deinen waldumkränzten Höhn'
Hab ich mich leichtbeschwingt gefühlt
Und über Berg und Thal und Hügel
Trug mich die Göttin Phantasie.
Leb wohl, du lieblich grüne Matte,
Auf der der Geist sich selbst beschaut;
Du weit verzweigte Lutherbuche,
Von alter, heil'ger Sag umstrickt.
Leb wohl, du grünes Rebenland,
Lebt wohl, ihr biedern Landbebauer,
Mög eure Hand, die Schwielen trägt
Von schwerer Arbeit und von Mühen,
Auch voll des Erntesegens sein,
Der aus dem Schoß des Himmels fließt!
Mög euer stilles Tagewerk
Euch stets zu frohen Menschen machen,
Die glücklich durch Zufriedenheit.
Noch oft werd' deiner ich gedenken,
Du Sanssouci am Elbestrom!

Mit einem wahren Frohgefühle gedenke ich auch der in dem Thüringer Städtchen Weida verlebten Tage. Von all den Wanderungen nach der Alpenrose (eine romantisch liegende Restauration), nach dem Schloßberge, nach der schönen Aussicht, nach dem hohen Hause (Bergrestauration) nach dem Kloster Milden-

furt, das an alte Zeiten erinnert, nach der Heinoldsmühle und dem Elsterthal ist immer eine schöner als die andere. Freilich in mancher Hinsicht war das Städchen noch um 100 Jahre in der Weltgeschichte zurück. Licht auf den Straßen gab es abends nicht, und beim Nachhausewege in einer stockfinstern Nacht wußte ich nicht, wo ich hintreten sollte und mußte mich an den Häusern fortgreifen. Meine Wohnung aber konnte nicht lieblicher sein; sie lag in dem Besitztum eines Gärtners, und der darin befindliche Pflanzen- und Blumenflor, sowie die malerische Aussicht auf die nahen Berge machten uns den Aufenthalt zu einem wahrhaft erquickenden. Unter den Ausflügen bleibt mir der unvergeßlich, auf dem wir einen ungewöhnlichen Gottesacker sahen; es war eine Kapelle im Garten eines Gutsbesitzers, in der die Aschenkrüge seiner verbrannten Angehörigen standen. Unsre Gefühle waren dabei sehr gemischt.

Schließlich erwähne ich noch, daß von allen meinen gesuchten Erholungen und Sommerfrischen eine die unerquicklichste war. Um zu ihr zu gelangen, mußte ich nicht nur lange mit der Eisenbahn, sondern auch durch einen Wald fahren, wobei mir (es war in dunkler Nacht) die Zweige der Bäume fortwährend ins Gesicht schlugen und der Wagen sich bald rechts, bald links neigte und mehrmals umzuschlagen drohte. Es war ein Ort — ich will ihn nicht weiter nennen — wo die Kirchhofsmauer so hoch war, daß die Frösche darüber hüpfen konnten, wo die Kirche weder Turm noch Orgel hatte und des Schulmeisters Kehle die letztere vertreten mußte, wo der Prediger seine Predigt ablas, wo die Kinder wie kleine Wilde nackend im Sande lagen, wo es kein Fleisch gab, wo kein Barbier zu finden war (die Leute, hieß es, rasieren sich hier alle selbst), wo aber manche Leute Zeichen am Kopfe trugen, die nicht von Liebkosungen herrührten, und wo man mich fragte, als ich im Gasthause nach einem Instrumente, einen Flügel, mich erkundigte, ob ich denn einen Gänseflügel oder Hühnerflügel wolle. Da kam ich mir bei den rauhen derben Menschen vor wie Odysseus und es war kein Wunder, daß ich bald von dem Örtchen Abschied nahm, um Welt- und Menschenkenntnis, aber auch um eine trübselige Erinnerung reicher.

12. Kapitel.

Eine vereitelte Hoffnung und ein trüber Jubeltag.

Des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zu teil.
Schiller.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flücht'ge Sohn der Stunde, aufbaut auf dem betrüglichen Grunde!" An dieses Wort unsers unsterblichen Schiller habe ich oft denken und es bestätigen müssen. Der hochverdiente heimgegangene Stadtrat Dr. Panitz sagte einmal: „Jeder Lehrer, der in Leipzig einwandert, trägt den Direktorstab im Ränzel!" Ich habe mich um diesen Stab wenig gekümmert, zumal da ich einsah, daß ein Direktorat auch nicht immer der Himmel auf Erden ist. Hatte mir doch ein Direktor gesagt: „Das schwöre ich Dir zu, lieber Kollege, wenn ich noch einmal ein Direktorat angeboten bekäme, ich würde es nicht annehmen. Es hats niemand besser, wie der Lehrer; wenn seine Stunde aus ist, geht er seine Wege, und bekümmert sich um nichts weiter. Der Direktor wird aber dann erst von Leuten heimgesucht, mit denen er manchen Strauß auszufechten hat und die ihm sein Amt wahrlich nicht versüßen;" und eine Direktorswitwe sagte mir einst: „Mein guter Mann lebte gewiß heute noch, wenn er nicht Direktor geworden wäre." Namentlich wird der Direktor immer einen schweren Stand haben, der nicht die Gabe besitzt, die Kollegen sich zu Freunden zu machen und Friede und Eintracht im Kollegium zu erhalten. Deshalb antwortete ich einem etwas hochnäsigen Direktor, als er mich mit dem Sprichworte neckte: „Die größte Grausamkeit begeht der, welcher einem Schulmeister guten Appetit wünscht," mit dem andern Worte: „Wen der Himmel aufs Eis führen will, den macht er zum Direktor." Er lebte mit Eltern und Lehrern beständig auf Kriegsfuß, und steckte die Pille ein.

Wenn mir nun aber auch das Direktoramt nicht als das höchste Glück erschien und wenn ich neben den Rosen in demselben

die Dornen wohl bemerkte, so war mir doch auch der Gedanke süß, daß ich alle meine Ideale als Leiter einer Anstalt verwirklichen könnte. Und als mir von meinen Freunden, zugleich aber auch von einzelnen Stadträten und Stadtverordneten mit den Worten: „ob ich denn gar nichts werden wolle in Leipzig" dringend geraten wurde, mich um die Direktorstelle an der dritten Bürgerschule für Mädchen zu bewerben, da faßte ich mir ein Herz und hielt an. Als ich aber hörte, daß vierzig Bewerber ihre Augen auf das goldene Ziel richteten und als ich erfuhr, daß darunter frühere Mitarbeiter an den „Leipziger Blättern" wären, da sank meine Hoffnung sofort auf den Nullpunkt. Ein sehr tüchtiger Mann erhielt die Stelle, der längst unter dem grünen Rasen schläft. Als ich nach der Besetzung der Stelle mit meinem lieben Freund Dr. Panitz zusammentraf und er auf meinem Gesichte die Stimmung las, die Pech und Niederlagen hervorbringen, rief er: „Geduld, Geduld, mein Lieber, nur noch ein wenig Geduld!" Ich deutete ihm an, daß meine begrabene Hoffnung schwerlich eine Auferstehung erleben werde. Aber die ganze Angelegenheit machte mich um zwei Erfahrungen reicher, um eine bittere und eine angenehme. Die bittere bestand darin, daß der eine Bewerber mich in jammervoller Weise zu verkleinern suchte, damit ich ihm nicht hinderlich sein sollte; und die angenehme, daß ich dabei erfuhr, was mancher im stillen von mir als Direktor erwartet hatte. „Gnade Gott der Schularbeit, wenn Pilz Direktor wird; der ist ein Idealist, dem alle Resultate, die sich zeigen, nicht genug sein werden!" so hatten die einen gemeint. Und die andern: „Pilz paßt gar nicht zum Direktor, der ist zu gut, da geht alles drüber und drunter!" und noch andere (worunter ein Stadtrat) behaupteten: „P. ist eine Friedensnatur, dem würde mit einem aufregenden Direktoramt gar nicht gedient sein." In allen drei Urteilen steckte vielleicht das eine oder andere Körnchen Wahrheit, und so ists ja doch am Ende gut gewesen, daß ich den Direktorstab im Ränzel ungebraucht habe müssen liegen lassen. Wohl dem, der sich durch keine Fata morgana im Leben die Heiterkeit zerstören läßt.

Einige Jahre darauf feierte ich im September 1881 das vierzigjährige Jubiläum als öffentlich angestellter Lehrer. War schon das fünfundzwanzigjährige Lehrerjubiläum ohne jegliche Anerkennung, ja sogar mit einem Mißton (man hatte behauptet, ich sei gar nicht so lange Lehrer) an mir vorübergegangen, so fiel in diesen Jubeltag so viel Trübes, daß er zum Seufzertag wurde. Ich bekam durch das Verschlucken einer kleinen Gräte einen Absceß am Halse, der mir unsägliche Schmerzen bereitete und mich nach der Operation noch an das Bett fesselte. Und so konnte ich den Erinnerungstag nur auf dem Krankenlager feiern. Aber in den Jammer und in die Folterstunden des Schmerzes fielen Sonnenstrahlen hinein, die mich erfreuten und aufrichteten. Nachdem mein Freund und Universitätsgenosse Dr. Whistling im Tageblatt meiner ehrend gedacht hatte, schickte mir meine mir ewig teure vierte Bürgerschule ein Glückwunschschreiben, welches also lautete:

Hochverehrtester Herr Jubilar!
Wertester Herr Kollege!

Mit freudiger Bewegung haben wir Kunde davon erhalten, daß Sie gestern Ihr vierzigjähriges Jubiläum als Lehrer gefeiert haben. War es uns auch nicht vergönnt, am gestrigen Tage Ihnen unsern Glückwunsch darzubringen, so mögen Sie sich aber wohl versichert halten, daß derselbe heute nicht minder aufrichtig und herzlich erfolgt, als es wohl schon gestern hätte geschehen können, wenn uns früher davon Kenntnis geworden wäre. Wir alle, Kollegen und Kolleginnen, bringen Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde unsre besten Wünsche. Ausgerüstet mit reichem Wissen und ausgezeichneter Lehrgabe, erfüllt und getragen von der hohen Idee des Lehrer- und Erzieherberufes haben Sie nun vier Jahrzehnte unermüdet durch Wort und Schrift, im Amte und im sonstigen öffentlichen Leben am großen Werke der Jugenderziehung gearbeitet, und wir alle wissen, wie reich gesegnet ihre Wirksamkeit gewesen ist. Wir wissen, wie Sie auch noch jetzt trotz vorgerückter Jahre an diesem schönen Werke fortarbeiten, und hoffen, daß es Ihnen einst

vergönnt sein möge, den goldnen Jubiläumskranz um Ihre Schläfe winden zu können. Wir sind uns alle wohl bewußt, mit wie treuer kollegialischer Liebe Sie jederzeit zum Kollegium, das Sie als seinen Veteranen verehrt, gestanden haben; wir danken Ihnen herzlich dafür und bitten Sie, auch ferner uns diese Liebe und Teilnahme bewahren zu wollen. Möge der liebe Gott im Himmel seine Vaterhand über Ihnen ausgebreitet halten, möge er Ihnen recht bald Ihre volle Gesundheit wiederschenken, daß Sie mit neuer Kraft Ihre alte liebe Thätigkeit aufnehmen können. Möge er Sie auch segnen in Ihrer werten Familie und mit Ihrer Frau Gemahlin Ihnen an Ihren teuren Kindern recht viel Freude erleben lassen. Wir alle aber empfehlen uns auch Ihrem ferneren Wohlwollen und verbleiben

in unverbrüchlicher Liebe und Hochachtung

Ihr Ihnen treuergebenes

Kollegium der vierten Bürgerschule.

Tief, ja bis zu Thränen gerührt, empfing ich dieses Schreiben und die Freude über solche innige kollegialische Teilnahme trug entschieden zu meiner Genesung nicht wenig bei.

Krank zu sein ist für jeden Menschen ein schweres Kreuz. „Unter des Lebens mannigfaltigsten Mißgeschicken,“ sagt Zschokke, „ist eins der härtesten die Zerstörung unsrer Gesundheit. Alles irdische Gut ist nicht zu vergleichen mit den Leiden des Kranken. Gieb ihm alles und nimm ihm nicht sein Leiden; er wird die halbe Welt verloren haben. Lagere ihn auf weiche Seidenbetten; er wird unter Schmerzen seufzen, während der ärmste Bettler im Segen der Gesundheit sanft auf harter Erde schlummert; fülle seinen Tisch mit den köstlichsten Speisen und Getränken, er wird sie zurückstoßen und den Dürftigen beneiden, welcher das schwarze Brot mit Wollust genießt. Umringe ihn mit der Pracht der Könige; sein Stuhl sei ein Thron, seine Krücke ein weit herrschender Scepter; er wird mit gleichgültigen Augen verächtlich über Marmor, Gold und Purpur hinweg schauen, und sich glücklich träumen, könnte er unter des Landmanns Strohdach der Gesundheit des geringsten seiner Diener genießen.“ Und doch trifft

auch beim Kranksein das Wort: „Kein Leid der Erde ist so tief, daß nicht ein Friede in ihm schlief“; doch ist Jean Pauls Ausspruch auch wahr: „Es giebt eine Heiligkeit, die nur die Leiden geben und läutern; der Strom des Lebens wird schneeweiß, wenn ihn Klippen zersplittern.“ Während einer Krankheit lernt man Geduld und Ergebung, lernt auch eine innigere Teilnahme an dem Schicksal anderer. Die Krankheit führt zu innerer Beschauung; mancher lernt sich erst in der Krankheit selbst kennen, oder doch wenigstens besser kennen, da er ja mit seinen Gedanken viel allein ist. In der Krankheit lernt der Mensch den Leichtsinn verachten, lernt Vorsicht und Mäßigkeit und gelangt nicht selten zu großen Plänen und Entschlüssen, die er als Gesundgewordener ausführt, so daß man dann das Wort von Camoens auf ihn anwenden kann: „Ein Leben nur, das Schmerz und Not gelitten, schafft, was dem Mann des Ruhmes Kron erringt.“ Wir könnten dies durch viele Beispiele von edlen Männern illustrieren und brauchen gar nicht das Beispiel Ignaz v. Loyola anzuführen, der bekanntlich während seiner Krankheit und seinen Leiden durch eine Wunde den Grund zur Gründung des Jesuitenordens legte. Die Krankheit bringt auch die Herzen anderer Menschen uns näher. Sagt doch schon ein Sprichwort: Wer gesegnet ist mit Leiden, der ist allgemein beliebt, weil er keinem zu beneiden irgend welchen Anlaß giebt. Ja, im Unglück — und das ist doch jede Krankheit — erkennt man wiederum so recht seine wahren Freunde. Der Volksmund sagt: „Hast du auch Tausende um dich herum, die dir huldigen, werde nur arm und unglücklich und du wirst bald allein sein.“ Ja, die falschen Freunde fliehen allerdings bei unsern Leiden, die wahren aber erscheinen uns dann so recht im Lichte ihrer Liebe und Treue. Einen süßen Trost in meiner Krankheit, zu der ich nicht einen Augenblick die Grillenkrankheit hinzutreten ließ, fand ich besonders in der Liebe meines treuen Weibes und meiner guten Kinder, deren verdoppelte Sorge mich über dem Wasser der Trübsal hielt. So schwer also auch eine Krankheit sein mag, der wahre Christ sieht sie als eine Läuterung an, bei welcher er sich in Trübsal wie das Gold im Feuer bewähren soll.

13. Kapitel.

Ein Blick auf meine litterarische Wirksamkeit.

Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Lessing.

Ich habe niemals zu denen gehört, die schreiben, um zu schreiben. Nur wenn mich eine Idee mächtig ergriff und mir das Herz ausfüllte, griff ich zur Feder und dann dachte ich wie der Dichter: „Bist du ein Schriftsteller, so denke dir den besten Menschen der Erde, der in allen Werken nur das Heiligste und Schönste aushebt und nichts Unreines duldet — dann nimm die Feder und suche den Göttlichen zu entzücken.“ Ob ich diesem Grundsatz aber auch nachgekommen bin, das geziemt mir nicht, zu beurteilen, zumal da Bodenstedts Wort mich warnt: „Wer sich beurteilt nur nach sich, gelangt zu falschen Schlüssen — du selbst erkennst so wenig dich, als du dich selbst kannst küssen.“ Der Umstand, daß es zwar eine Flut von Geschichten und Erzählungen für die Jugend giebt, aber die Zahl der echt kindlichen, den Impuls zur Veredlung in sich tragenden und dabei den ästhetischen und pädagogischen Forderungen entsprechenden Erzählungen durchaus keine allzugroße ist, veranlaßte mich, mein Werkchen: „Das Kinderleben in seinen heitern und ernsten Stunden“ ganz umzuarbeiten, zu vervollständigen und neu herauszugeben unter dem Titel: „Was Kinder gern hören.“ Das Buch erschien bei O. Spamer (wo auch die kleinen Tierfreunde erschienen waren) und gewann so die Herzen der kleinen Welt, daß bald eine zweite Auflage davon erscheinen mußte. Alle Recensenten lobten es, daß der Verfasser gewisse Klippen glücklich umschifft habe. Die Geschichten seien kindlich, aber nicht kindisch, sie seien anregend, aber nicht tändelnd, und auch die Klippe des Moralisierens sei glücklich überwunden. Allerdings habe ich den trocknen Ermahnungston, den ein Dichter Spießrutenlaufen für die jungen Herzen nennt, so viel als möglich zu vermeiden gesucht und die Erzählungen so auftreten lassen, daß die guten Lehren von selbst aus ihnen herausspringen.

Der Gedanke, daß die Ferienkolonien eine große Wohlthat für das Volk, eine Liebesthat von großer Tragweite seien, regte meine Sympathie mächtig für dieselben an und aus meinem warmen Interesse für dieses menschenfreundliche Werk ging das Buch: „In der Ferienkolonie“ hervor. Die in ihrer Sorge für die Jugend fast einzig dastehende Spamersche Verlagshandlung stattete es so aus, daß es mit seinen schönen Illustrationen die Kinder lebhaft interessierte. Das Ganze ist eine Offenbarung des Segens, der auf der Liebe zur Mutter ruht, und zwar an dem Faden einer Geschichte, die rein aus dem Leben entworfen ist. Der Pfarrer Bion, der edle Gründer der Ferienkolonien, schrieb mir einen liebenswürdigen Brief, worin er mir sagte, daß mein Buch ihm sehr gefallen und daß er es in der Schweiz warm empfehlen werde. Unter dem Titel: „Aus dem Schulstaub“ veröffentlichte ich in der D. A. Lehrerzeitung eine Reihe von Artikeln, die harmlos und treu die Anfänge meines Lehrerlebens schilderten und mit denen, wie der geehrte Kollege Mörle in Gera mir schrieb, ich mich als besonderer Freund bei der deutschen Lehrerwelt eingeführt. Aus diesen Artikeln, die ich vervollständigte, entstanden die „Licht- und Schattenbilder aus meinem Lehrerleben“, auf die freilich das alte Wort des Horaz anzuwenden war: habent sua fata libelli. Sie fanden wohl eine äußerst freundliche Aufnahme nicht nur bei den Amtsgenossen, sondern auch bei andern Schulfreunden und selbst bei den Frauen. Eine derselben schrieb mir sogar, daß sie mein Buch schon zweimal gelesen habe und dasselbe immer wieder vorsuche. Aber es fehlte auch der Tadel, diese Citronensäure am Lob nicht. Ja, die eine Recension war ziemlich bitter und gehässig, sie kam wahrscheinlich aus der Feder des Mannes, der schon meine „Zukunft der Volksschule“ verurteilt hatte. Der Verfasser schrieb, er sähe nicht recht ein, warum das Buch geschrieben worden sei, ich aber sah sehr wohl ein, warum er seinen Unwillen an meiner Schrift ausgelassen hatte. Weil ich die Emancipation der Volksschule gepriesen und überhaupt die Schulverhältnisse unter dem Lichte der Wahrheit dargestellt hatte, deswegen ereilte mich das Pasquill eines pfäffischen Dunkelmannes. „Höher

hängen" hieß es da bei mir. Ich trug diese Recension lange im Notizbuche, um sie jedermann, der meine Schrift kannte, zu zeigen, aber sie hier abzudrucken, hieße ihr zu viel Ehre anthun. Goethe war auch hier mein Berater: „Kann man sich vor boshafter Kritik nicht schützen, so muß man ihr zum Trotz handeln."

Daß meine litterarische Thätigkeit in erster Linie der Cornelia galt, ist selbstverständlich; und ich freute mich unendlich, daß darin außer meinen bescheidenen Beiträgen eine lange Reihe von vortrefflichen Artikeln hervorragender Ärzte und Pädagogen zum Abdruck kam, die ich natürlich hier nicht alle anführen kann. Daß wir — meine verehrten Mitarbeiter und ich — Zeit und Leben stets berücksichtigten, dürften wohl schon folgende medizinische Artikel zeigen: Welche Behandlung verlangen nervöse Kinder? — Das Scharlachfieber, Masern, Diphtheritis. — Ist es geraten, Mädchen von 12—14 Jahren in die Tanzstunde gehen zu lassen? — Was ist von der Jägerschen Wollentracht zu halten? — Schulbänke. — Gesundheitsgefährliche Kleidung für Kinder. — Einwirken der Spirituosen auf Kinder. — Obstessen der Kinder. — Schlittschuhlaufen und Velociped. — Hauptregeln beim Baden. — Wie erhalten wir unsre Kinder gesund? Daneben wurden der Cornelia unter anderm noch folgende pädagogische Perlen gereicht: Bilder aus dem Seelenleben des Kindes. — Eine Märchenerzählerin auf dem Throne. — Das Jahrhundert und die Schule. — Unsre Kinder die kleinen Majestäten. — Die Kleinen und das Kleine. Offnes Schreiben an die Eltern unsrer Schulkinder. — Langeweile. — Die falsche Scham. — Eine dumme Redensart. — Das Unkraut in der Kinderstube. — Wünsche eines Elementarlehrers ans Elternhaus. — Folgen des allzuhäufigen Tadelns. — Was mache ich mit meiner Tochter nach der Konfirmation? — Beiträge zu einem neuen Krebsbüchlein für die Erziehung. — Wie lernen unsre Kinder sich selbständig beschäftigen? Viel Anklang fanden immer die kleinen Novellen, Novelletten, Lebensbilder, Skizzen aus der Feder gewandter Schriftsteller. Mit tiefem Herzensdank gedenke ich hier der lieben teuren Mitarbeiter: Hofrat Krug (†), Dr. Klencke (†), Dr. Niemeyer (†), Dr. Reyher,

Prof. Dr. Bock, Sanitätsrat Dr. Fürst, Prof. Dr. Wenzel, Kreisschulinspektor Polack, Schulrat Dr. Hempel, Dir. Albert Richter, Dir. Dr. Zimmermann, Dir. Rudolph, B. Richter, Schäffer, A. Godin, Michael u. a. Außer der Cornelia, der meine Aufsätze natürlich zunächst galten, und die teilweise begeisterten Beifall fanden (wie z. B.: Dumme Kinder. — Das Lachen. — Der Vater kommt. — Strafpredigten für Väter und Mütter. — Kinderthränen. — Das Grüßen der Kinder. — Kleidung der Kinder rc.), habe ich noch der sächsischen Schulzeitung, der D. A. Lehrerzeitung, dem Pädagogium des Schulrat Dr. Dittes, den Jugendblättern Gaben gewidmet. In der A. Lehrerzeitung warb ich mit um die Preise, deren einen ich früher einmal davon trug. Aber meine letzte Abhandlung, deren Gegenstand ich für unendlich wichtig hielt und noch halte, fiel durch. Sie betraf das Erzählen in der Schule. Kellner sagt: „Einen Lehrer, der nicht erzählen kann, sehe ich kaum an“ und: „Wer gut erzählen kann, hat nicht bloß die Gesellschaft, er hat auch die Kinder in seiner Hand.“ Und Sutermeister sagt: „Gut predigen wird die Kinder quälen; wolle du ihnen gut erzählen.“ Wahrscheinlich hatte aber meine Ausführung keine Gnade vor dem Richterstuhl der Preisrichter gefunden. Zum Schluß erwähne ich noch einige Kleinigkeiten, die in der Jugendwelt, wie man mir sagte, große Freude erregten. Es sind dies die beiden Bücher für das zarteste Alter: „Ulrich und sein treuer Caro“ und „Melitta, die kleine Tierfreundin“. Dieselben sind auch in der Schule zu benutzen. Man erzählt sie und nach jedem Kapitel zeigt man das große farbige Bild, was stets großen Jubel bei der kleinen Welt erregt. Zu meinen neuesten litterarischen Erzeugnissen gehören: Rosen und Dornen am Wege. Vier Erzählungen für Jugend und Volk. — In der Sommerfrische (Stimmungsbilder). — Die Perlen im Staube und die sechste Auflage meiner kleinen Tierfreunde. Nicht ohne Mühe und Aufopferung ist meine litterarische Thätigkeit vor sich gegangen — so daß ich das Wort: Machte das Buch den Lehrer so leicht wie ein Lehrer ein Buch macht, ja dann lobt ich mir auch solche papierene That — nicht auf mich anwenden kann, und deshalb ist mir auch der Erfolg zum Teil recht süß gewesen.

14. Kapitel.

Ein Ehren- und Freudentag.

Es ist nicht immer leicht, ein verdienstliches Werk ins Leben zu rufen; noch schwerer aber ist es, ein solches zu erhalten und zu bewahren. Wie manches Unternehmen nimmt einen raschen Aufschwung, um ebenso schnell wieder zu sinken. Zu solchen Eintagsfliegen gehören auch manche Vereinigungen und Gesellschaften, welche unter großen Hoffnungen gegründet werden. Aber wie mancher Verein geht durch Anfeindungen von außen, durch Zwietracht im Innern, durch Verlieren der Sympathie oder des Interesses schnell zu Grunde. Wenn aber ein Verein alle ihm entgegentretenden Hindernisse zu besiegen weiß, wenn das alte Wort: parvae res concordia crescunt an ihm in Erfüllung geht und er sich im Verlauf der Jahre gesund und glücklich entwickelt, so ist er dann mit einem lebenskräftigen Baum zu vergleichen, an dessen Wachstum man sich ergötzt. Deshalb ist auch die von mir ins Leben gerufene Pädagogische Gesellschaft immer mein Stolz und meine Freude gewesen. Sie hat sich unter dem Panier: „Die Wahrheit in Liebe, die Liebe in Wahrheit“ still, ruhig und sicher entwickelt und ihr 25jähriges Jubiläum, welches wir am 10. Mai 1886 begingen, war einer der schönsten und seligsten Momente meines Lebens. Zwar wurde es nur einfach, ohne alle Ostentation gefeiert, aber die Hochgefühle, welche dabei durch meine Seele gingen, haben mich über vieles Unangenehme, ohne welches kein Leben dahinfließt, hinweggesetzt. Ich verfaßte dazu eine Festschrift: „Zur Geschichte der Pädagogischen Gesellschaft in Leipzig“, welche allen Mitgliedern und Freunden unsers Vereins zugesandt wurde. Sie verbreitete sich über die Gründung der Gesellschaft, über ihre Vorträge, ihre Schicksale und festlichen Tage 2c. und schloß mit folgenden Worten: „Die Gesellschaft ist auf allen Feldern rührig und thätig gewesen; sie hat für den Fortschritt und für zeitgemäße Reformen gearbeitet und ist Zeiterscheinungen, die das Wohl der Jugend zu untergraben drohten,

mit aller Entschiedenheit entgegengetreten. Namentlich hat sie sich oft nach dem alten Grundsatz: Qui proficit in litteris, et deficit in moribus plus deficit quam proficit gegen die übermäßige Ausbildung der Intelligenz auf Kosten des Gemütes ausgesprochen und der Erziehung zu einer gesunden Moral und Religiosität kräftig das Wort geredet. Einzelne Fragen, die behandelt wurden, waren brennende Zeitfragen und die Art und Weise, wie die Gesellschaft dieselben in Eintracht und ruhiger Besonnenheit, sowie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu lösen gesucht hat, dürfte sie sich wohl, wenn sie auch nicht unbescheiden sein will, als ein kleines Verdienst anrechnen. Was die Ideale anlangt, welchen sie nachstrebte, so ist zu bemerken, daß sie nie einseitig dem einen oder andern System der Pädagogik gehuldigt, sondern daß sie frei nach der Wahrheit geforscht und auf Grund von allgemein bewährten Principien und Erfahrungen ihre Sätze und Resultate aufgestellt hat. Dabei hat sie immer das Glück gehabt, daß sie für die verschiedenen Fragen Referenten fand, welche tief eingeweiht in die Sache waren und deswegen glückliche Lösungen der einzelnen Probleme herbeiführten. Wir sind überzeugt, und das sei unser Schlußwort, daß der Gedanke, welcher der ideale Gründer unsrer Gesellschaft gewesen ist: ‚Die Pädagogik in Eintracht und Verbindung mit den übrigen Wissenschaften‘, immer klarer und mächtiger in der Zukunft auftreten wird. Möge die Jubilarin, die diesen Gedanken zu realisieren sich bemüht, auch im zweiten Vierteljahrhundert rüstig vorwärts schreiten und möge es ihr auch ferner gelingen, das Werk einer echt menschlichen und christlichen Volkserziehung durch Wort und That einflußreich zu unterstützen zum Segen für die Menschheit!“

Der Festtag selbst wurde mit geselliger Zusammenkunft im Krystallpalast eröffnet, woran sich dann das Festmahl in Stadt Berlin schloß, bei welchem manch ernstes und heiteres Wort gesprochen und auch meiner Wenigkeit als Gründer mit anerkennenden Worten gedacht wurde. Natürlich gab der Vorsitzende auch Rückblicke auf die vergangene Zeit, und begrüßte dann in herzlichen Worten die erschienenen Freunde und Genossen. Leider fiel in die

Freude, die ja den Sterblichen nie ungemischt zu teil wird, auch ein Wehmutstropfen; wir bedauerten die Abwesenheit manches lieben Freundes (Oberschulrat Möbius †, Schulinspektor Bräutigam 2c.) und gedachten in Pietät der teuren, uns unvergeßlichen Männer, die der Tod uns geraubt, eines: Dr. Schreber, Dr. Kern, Maler Oelbke, Dr. Fiebig, Klee, Dr. Gelbe, Carl Gesell, Prof. Eckstein, Prof. Wagner, Dir. Bulnheim. Ein ehrendes und dankbares Andenken bleibt ihnen für alle Zeiten gewidmet.

Zu der bunten Reihe von Toasten, welche das Festmahl würzten, kam auch ein Festlied aus meiner schwachen Feder, das trotz seiner Ecken und Kanten Anklang fand. Wenn es zum Schluß dieses Kapitels hier folgt, so möge der Leser es nachsichtig beurteilen.

Eintracht von Haus und Schule.

Zum 25jährigen Jubiläum der Pädagogischen Gesellschaft.

Mel. Den lieben langen Tag 2c.

Heil, Heil dem deutschen Haus,
Wo gehen ein und aus
Der Nachwelt künft'ge Erdenbürger;
Wo sie wie Blumen blühn,
Durch unser heiß Bemühn
Vor Gram und Sorgen
Stets wohlgeborgen.

Der treuen Liebe Stern,
Er strahl' dort nah und fern,
Und geh dem Kinde niemals unter.
Mags Haus für groß und klein
Pfleghaus und Tempel sein,
Drin Weisheit wohnet,
Furcht Gottes thronet.

Heil auch dem Bienenhaus,
Wo fliegen ein und aus
Die kleinen fleiß'gen Arbeitsjünger!
O fänden sie doch all
Der Bienlein große Zahl
Die rechten Gaben,
Die Herzen laben!

Ein jedes Schulhaus sei
In Wahrheit ein' Bastei,
Die jedes junge Herz beschützet!
Und kommt's zum Abschiedswort,
Zieht treulich mit ihm fort
Auf allen Wegen
Der Schule Segen.

Schulhaus und Vaterhaus,
Wo blüht des Glückes Strauß
Für unsre kleinen Menschheitssprossen,
Wenn ihr euch reicht die Hand,
Ein Lieb= und Eintrachtsband
Sich um euch schlinget,
Dann 's Werk gelinget.

Ja, wenn in Einigkeit
Und ohne Kampf und Streit
Das eine ist des andern Engel:
Dann bilden eure Händ'
Ein Jugendregiment,
Das reich geschmücket
Die Welt beglücket.

Drum sei in dieser Stund
Mein Glas dem Eintrachtsbund
Des Hauses und der Schul' geweihet!
Mög er als Fels bestehn
Und niemals untergehn:
Ein Hochgebrause
Der Schul', dem Hause.

Der ganze schöne Festtag verlief in gemütlicher, wahrhaft erhebender Weise, und war nur geeignet, das Band, welches die Mitglieder der Gesellschaft umschlingt, noch enger und inniger zu knüpfen. Am Schluß des Abends sagte mir ein Mitglied: „Um diesen Ehren= und Freudentag beneide ich Sie!“ In der That wird dieser Tag als ein lichter, mich erfreuender Stern an meinem Lebenshimmel stehen bleiben.

15. Kapitel.

Erinnerungen an meine Vereinswirksamkeit.

In meinen Licht- und Schattenbildern habe ich bereits angedeutet, wie ich das Glück hatte, mit Fröbel bekannt und innig befreundet zu werden. Da mich meine theologischen und philosophischen Studien von der Kindergartensache einigermaßen entfernt hatten, so konnte ich mein Versprechen, das ich dem pädagogischen Altmeister und Menschenfreund gegeben hatte, nicht so halten, wie ich es gewünscht hätte. Zwar verlor ich seine Schöpfung nie aus den Augen und wies namentlich in Vorträgen auf sie hin. In dem bereits in meinen „Licht- und Schattenbildern" erwähnten Vortrage: „Segen und Gefahren für unsre Kinder in Kleinkinderschulen, Bewahranstalten, Kindergärten", den ich im Schreberverein hielt, wies ich zuerst auf die Gefahren hin: auf die Trennung vom Elternhause, auf die allzugroße Dressur und Gängelei, auf die Künstelei und Tändelei, auf die Verfrühung und die Verirrungen in der Disciplin. Dann setzte ich aber den großen Segen der Fröbelschen Kindergärten klar auseinander und schilderte die durch denselben den Kindern erzeigten Wohlthaten der Bewahrung, der Heilung, der körperlichen und geistigen Pflege, der Vorbereitung für die Schule (nicht durch Lernen, wohl aber durch Entwickelung und Kräftigung der kleinen Geister, durch Sinnesübungen, Sprechübungen rc.) und die Erweckung religiösen Gefühles. Dieser Vortrag sollte zum 100sten Geburtstage Fröbels, der auch in Leipzig gefeiert wurde, neu aufgelegt werden, aber man sah schließlich davon ab.

Der Vortrag, welchen ich in Berlin halten wollte, (was aber wegen Unwohlsein nicht geschehen konnte), hatte das Thema: „Fröbel und sein Vermächtnis für unsre Zeit." Zu diesem Vermächtnis rechnete ich das Interesse an der Welt der Kleinen, die Liebe zu den Kindern, seine Methode der Natur (freie Entwicklung des Körpers und Geistes) und den ganzen Geist, welcher die

Schöpfung der Kindergärten durchdrang. Ich gedachte dabei des Wortes von Diesterweg: „Es wäre in alle Ewigkeit schade, wenn die Schätze, welche in Fr. Fröbel liegen, verloren gingen; er ist ein Juwel, eine Perle“; und schilderte dann, wie unsre Zeit das Vermächtnis Fröbels dadurch zur Geltung bringen kann, daß sie den Unterricht über Fröbels Kinderpflege in die Töchterschule aufnimmt und die Fröbelsache durch die Erziehungsvereine und Familienzeitschriften fördert. Dieser in der Cornelia abgedruckte Vortrag, sowie mancher anderer aus der Feder begeisterter Fröbelfreunde geflossne Artikel, ist nicht ohne Wirkung geblieben. Allein alles, was ich durch Worte zu thun suchte für Fröbel, konnte mir nicht den Wunsch unterdrücken, auch einmal durch eine That dem mir innig befreundeten heimgegangnen Meister Dank und Verehrung zu zollen. Dazu fand sich endlich Gelegenheit. Fräulein Hartmann, die für die Fröbelmission hochbegeisterte Seminarvorsteherin in Leipzig, regte den Gedanken an, einen Fröbelverein zu gründen, und lud mich und meinen Freund Cavael zur Mitwirkung ein. Der Verein wurde konstituiert und ich hatte die Ehre, neben Stadtrat Cavael, der zum Vorsitzenden ernannt wurde, als Vicevorsitzender zu wirken. Der Verein erfreute sich sehr bald der wärmsten Sympathie und kennzeichnete sich durch seine Bestrebungen als ein Verein der That. Wir gründeten zuerst den Volkskindergarten für die Ulrichsgasse und das angrenzende Viertel. Und indem wir die Kinderwelt der Armut der Versumpfung und dem sittlichen Abgrund zu entreißen suchten, arbeiteten wir so recht im Geiste dessen, der bei Pestalozzi auch für das Wohl der Armen erglühen gelernt hatte. Unser Unternehmen fand einen Wiederhall in vielen Herzen und wohlwollende Unterstützung durch den Rat und die Stadtverordneten, und so gedieh unser Volkskindergarten unter der Obhut von Fräulein Hartmann und der Leitung trefflicher Kindergärtnerinnen sehr bald zu einer erfreulichen Blüte. Eine weitere Fröbelschöpfung riefen wir ins Leben, indem wir die Dienstbotenschule (eine Anstalt für auszubildende Kindermädchen) gründeten, die den deutschen Familien gar manche treffliche Kinderpflegerin zugeführt und somit un-

berechenbaren Segen gestiftet hat. Als ich die erste Entlassungsrede an die abgehenden Mädchen hielt, zeigte ich ihnen an der Fußwaschung des Herrn, daß das Dienen eine Ehre sei, und daß man, wenn man recht diene und seine Pflicht treu erfülle, eine christliche That vollbringe, die nicht unbelohnt bleiben werde. Daß ich die Mädchen auf alle die Tugenden aufmerksam machte, welche sie mit hinaus ins Leben nehmen möchten, um der Schule Ehre zu machen, versteht sich von selbst. Als das neue Haus unsers Volkskindergartens eingeweiht wurde, ward mir die Ehre des Festredners zu teil. Ich behandelte dabei die Frage: Wenn wird das Wort Fröbels: Laßt uns unsern Kindern leben! die rechte Verwirklichung durch den Kindergarten erhalten? und antwortete darauf: 1. Wenn er ein Zweig des Familienlebens; 2. eine Bewahrungsstätte und Pflanzstätte und 3. eine weise Vorbereitung für die Schule ist. Wenn ich meine Rede also schloß: „Möge Gott, an dessen Segen alles gelegen ist, seine Huld und Gnade auch in der kommenden Zeit über diesem Hause walten lassen, möge er die Aus- und Eingehenden behüten und beschützen, möge er den Pflegerinnen den rechten Geist der Liebe bewahren, daß sie in ihrem oft sauren und schweren Berufe nie den Mut und die Ausdauer verlieren; mögen alle die kleinen Seelen in dem Hause, das wir im Namen des Herrn heute einweihen, aufblühen an Körper wie an Herz und Geist zur Freude ihrer Pflegerinnen, ihrer Eltern, zur Freude unsers Vereins, zum Segen unsrer Stadt, zum Wohle der Menschheit!“ so hat sich dies immer reichlich erfüllt, und ich freue mich im Innersten meines Herzens, daß ich durch meine Mitwirkung zu dem verdienstlichen Werke Fröbel die Hand über das Grab hinaus reichen konnte.

In der Pädagogischen Gesellschaft, in welcher ich nach der Gründung den ersten Vortrag hielt (und zwar wie in den „Licht- und Schattenbildern“ erwähnt, über die Erziehung in der römischen Kaiserzeit), ergriff ich auch nach 25 Jahren wieder das Wort zu dem ersten Vortrag im zweiten Vierteljahrhundert und behandelte das Thema: „Die jugendlichen Selbstmörder“, was lebhaftes Interesse fand. Später sprach ich noch über den Lebensunterricht,

über den Aberglauben, über Sprichwörter und ihre Bedeutung für die Erziehung ꝛc. Außer den Lehrervereinen (durch eine bedauerliche Spaltung entstand neben dem alten ein neuer Lehrerverein, der aber zum Glück jetzt wieder mit dem alten verschmolzen ist), denen ich stets Teilnahme bewahrt habe, wenn sich auch meine Wirksamkeit größtenteils auf das Referieren beschränkte, waren es namentlich die Schrebervereine und die Vereine zur Unterstützung unbemittelter talentvoller Knaben, die meine ganze Begeisterung behielten. Im Schreberverein der Westvorstadt hielt ich einen Vortrag über die „Perlen im Staube“, der, wie man sagte, viele Herzen für das Liebeswerk des Vereins für die „Talentvollen“ erwärmte. Im Lindenauer Verein zur Unterstützung befähigter Kinder sprach ich über das Kind und seine Erziehung in der Anekdote, über die gute alte Zeit, über die Haus- und Schulzucht u. a. Daß die Schrebervereine mir als Andenken an meinen unvergeßlichen Freund Hauschild stets wert und teuer geblieben sind, brauche ich kaum zu sagen. Aber auch für andere nicht pädagogische Vereine habe ich mich stets interessiert, z. B. für die Gewerbevereine (in dem Eutritzscher trat ich auch als Redner auf), für den Schillerverein und für den Kaufmännischen Verein, bei dessen Festmahl (Martins-Schmaus) ich einstmals die Pädagogen und Lehrer als Kaufleute hinstellte, welche die Weisheit scheffelweise einkaufen und löffelweise wieder an andre abgeben, und damit ein schallendes Gelächter hervorrief. Ich habe in Vereinen gern auch dem Humor neben dem Ernst ein Opfer gebracht. Genug von diesem Kapitel!

---

16. Kapitel.

In hohem Haus.

Wenn der Dichter sagt: „Reines Herz und große Gedanken — wer immer du sein magst, Besseres flehst du dir doch nimmer vom Himmel herab“, so hat er gewiß recht; allein so ideal

denkt man im Leben nicht immer, und jeder Mensch hat seine gewissen Lieblingswünsche. Der eine wünscht um jeden Preis reich zu werden und träumt täglich vom großen Los; der andere sieht sich im Geiste schon auf den höchsten Stufen der Standesleiter; noch ein andrer sehnt sich nach schönen Reisen und möchte gern Paris und London sehen oder am liebsten die Reise um die Welt machen. Solche und andere Lieblingswünsche durchziehen die Brust der Sterblichen, die nicht immer Goethes Wort in Gedanken haben: „Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig; denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.“ So hatte auch ich immer einen besondern Lieblingswunsch, den du, lieber Leser, belächeln wirst. Oft wenn ich vor einer schönen Villa oder einem anmutigen Schlößchen vorüberging, sehnte ich mich darnach, die Annehmlichkeiten eines solch reizenden Heims zu genießen. Und wenn nun Jean Paul sagt: „In jedem Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde“, so traf das bei mir nicht ein; mein Wunsch sollte mir erfüllt werden. Um meine Gesundheit zu erfrischen, entschloß ich mich, einmal einige Wochen in dem freundlichen von der Natur mit vielen Vorzügen ausgestatteten Meißen zuzubringen. Ich erfuhr, daß die im Triebischthale gelegene reizende Villa des Baron v. L. jetzt von der Herrschaft nicht bewohnt würde und fragte an, ob ich dieselbe auf einen Monat beziehen könne. Die gnädige Frau schrieb mir in einem freundlichen Briefe, daß sie sich freuen würde, wenn ich in ihrem Heim glückliche Tage verlebte. Mein Glück kann man sich denken. An einem heitern sonnigen Julitage zog ich mit Lustgefühlen in das Sommerschlößchen, um vier Wochen lang den Baron zu spielen. Die tiefen Bücklinge, die mir oftmals von Vorübergehenden gemacht wurden, welche mich für eine herrschaftliche Persönlichkeit hielten, ergötzten mich freilich nicht sehr, denn ich habe es nie geliebt, verkannt zu werden. Die Villa liegt höchst anmutig, hat zu beiden Seiten hohe Berge, ist mit einem zwar nicht großen, aber sehr geschmackvoll angelegten, mit Pavillon, Lauben und schattigen, von Blumen eingesäumten Gängen ausgestatteten Park umgeben. In nächster Nähe des wohleingerichteten

Wohngebäudes befindet sich ein Obstgarten, Gemüsefeld, Bienenzucht &c. In dem Salon befand sich ein Instrument, das uns gütigst zur Benutzung überlassen war, und auch an Turngeräten fehlte es nicht. In dem Kranze meiner Sommerfrischen wird dieser Aufenthalt in hohem Hause stets als die schönste Perle in meiner Erinnerung stehen bleiben. Welche Gefühle mich durchzogen, wenn ich des Morgens auf dem Plateau vor dem Hause oder in einer der gemütlichen Lauben meinen Mokka schlürfte, oder wenn ich mich an dem Blumenflor, der mir lachend auf jedem Schritt entgegentrat, ergötzte, oder wenn mich die Gartenfrüchte entzückten (die mich überraschenden Worte der Verwalterin, daß dieselben wie alles im Park, mir zu Gebote stünden, habe ich nie gemißbraucht), oder wenn ich in dem romantisch gelegenen stillen Pavillon selig träumte, oder arbeitete, oder an den lieblichen Landschaftsbildern, die vor mir lagen, mich weidete, so waren dies Augenblicke, welche meine Feder nicht auszudrücken vermag. Welche Gedanken sich in mir regten, wenn ich im Pavillon auf die mir gegenüberliegende Huttenburg blickte, sagt das einfache Gedichtchen, das ich eines Tages entwarf:

Aus Felsgestein und Waldesdunkel
Schaut kühn hervor die Huttenburg,
Mich mahnend an vergangne Zeiten,
Da sich für Freiheit, Wahrheit, Licht
Erhob ein Schwert, ein schneidig scharfes,
Das Lug und Truggeweb zerschnitt,
Und dessen Träger vor den Feinden
Die Worte rief: Ich habs gewagt!
So woll'n auch wir mit Hutten rufen!
Wenn unsre Arbeit Kampf verlangt,
Wenn von Gefahren sie umringet
Sich jeden Schritt erobern muß,
Wenn Irrlichter uns täuschen wollen,
Die nur zum Abgrund führen hin;
Wenn man mit jesuit'scher Schlauheit
Uns Netze stellt und fangen will,
Wenn man mit gift'gem schnöden Hohne
Den Weg zur Wahrheit schneidet ab,
Wenn sich heran die Wölfe schleichen

In heuchlerischer Lammsgestalt
Und uns des freien Denkens Früchte
Heimtückisch zu entreißen drohn: —
Heraus dann mit dem Huttenschwert,
Es sei geführt im heilgen Kampf
Mit Mannesmut und Geistesstärke,
Und mit Vertrauen auf die That.
Es darf auf Erden niemals siegen
Die Schalkheit und die Finsternis,
Und sollten wir auch unterliegen,
Auf kurze Zeit im heftgen Streit,
So wird doch tröstlich uns erklingen
Das Huttenwort: „Ich habs gewagt!“

Meißen ist auf jedem Schritt und Tritt anmutig und ergötzlich. Wunderbar erhebend und interessant ist es, die Albrechtsburg und den Dom zu durchwandern und teils die Merkwürdigkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart anzustaunen, teils die entzückend schönen Ausblicke ins Thal und auf die Elbe zu genießen. Mag man ferner am Elbstrom sitzen und den Kähnen, Schiffen, Dampfern die Blicke zuwenden, oder auf dem Berg der Martinskirche das lieblichste, schweizerartige Landschaftsbild bewundern, oder im romantischen Stadtpark lustwandeln, oder im nahen Buschbade dem Naturgenuß sich hingeben, immer wird man ausrufen müssen: Meißen, wie schön bist du! Aber auch die Umgebung gewährt Bilder, die in wahrhaft magischer Weise fesseln. Da ist es einmal das romantische Siebeneichen, welches wie ein Märchen aus der Vergangenheit erscheint; dann die deutsche Posel, die zum Besuche einladet. Sitzt man auf diesem Berge bei einem Glase Meißner, der mitunter wie der schönste Rheinwein schmeckt, und schaut in ein Stück herrlicher Erde hinein, so ist es einem, als ob man in einer erhabenen Dichtung lese. Und welch bezaubernde Aussicht gewährt der Osterberg mit Liebenecke, und der Alpenstieg, der an einem Steinblock die bedeutsamen Worte zeigt: „Der Wanderstab ein Zauberstab, führ ihn Berg auf, Berg unter, er zeigt mit jedem neuen Schritt ein neues Gotteswunder.“ Und wandert man nach dem heilgen Grund, oder nach der Drossel, oder der Bockwener Telle, oder ins Försterhaus oder nahe Wald-

schlößchen, in den Kaisergarten oder in die Weinberge hinein, immer lacht uns die Natur so lieblich an, daß man zum Augenblick sagen muß: Verweile, du bist so schön!

Nach vier heiter verlebten Wochen verließen wir mit Wehmut den herrschaftlichen Wohnsitz und welche Lehren nahmen wir (ich und meine Töchter) mit fort? Daß auch ein hohes Haus nicht immer gefeit vor allem Leide ist (wir hörten, daß in die adlige Familie mitunter Krankheit eingezogen sei), daß die Gewohnheit zwar die Begeisterung und das Wohlgefallen an dem schönsten Heim mit der Zeit abstumpft, daß aber doch ein Haus mit seinen freundlichen und behaglichen Räumen mächtig auf den Geist einwirkt und ihn gleichsam wie eine weitere äußere Hülle umgiebt und in seinem Denken und Fühlen fördert. Freilich sahen wir auch ein, daß das alte Wort des Horaz: coelum non animum mutant, qui trans mare currunt auch auf die Wanderung aus einer Wohnung in die andere paßt. Man nimmt überallhin, in die Hütte wie in den Palast, seinen Geist mit und muß Glück und Frieden erst hineintragen, wenn sie drin wohnen sollen. Eine Erfahrung, die ich am Schlusse der schönen Tage von Aranjuez — es war der Tag der Abreise — machte, war mir recht erfreulich, weil sie mir bewies, daß ich in der Lehrerwelt doch nicht so unbekannt war, wie ich dachte. Ich trat in den Hof der Schule im Triebischthal und fragte nach etwas. Als der Kollege meinen Namen hörte, rief er: „Und das konnten Sie, lieber Doktor, uns anthun und Ihre Anwesenheit uns verschweigen. Wie gern hätten wir Sie in unsern Kreisen gesehen, nun müssen wir leider auf die Freude verzichten, mit Ihnen zu verkehren.“ Wenn man mitunter auch auf kaltes, liebeloses Wesen bei Berufsgenossen gestoßen ist, da thun solche Worte, die ein offenes Zeichen amtsbrüderlicher Teilnahme und Anerkennung waren, in der That wohl! Und so schied ich aus Meißen mit einem Herzen voll süßer und lieblicher Erinnerungen.

17. Kapitel.

Schwere Verluste.

Nichts auf der Welt geht über einen treuen Freund, kein Geld und keine Krone!

Euripides.

Es ist eine eigne Sache um die Freundschaft. Manche Menschen haben, wie man sagt, gar keine Freunde. Ich kannte einen solchen. Die Leute, die er als seine Freunde ansah, waren nur Schweifwedler, Leute, die freundliche Gesichter vor ihm heuchelten, aber im Innern sein Wesen verdammten; Leute, die nur ihren eignen Vorteil bei ihm suchten, oder aus Furcht vor ihm gut bei ihm zu stehen suchten. Sehr traurig ist es in solchen Fällen, wenn man sagen muß: Der Mensch verdient keinen Freund; und ebenso stimmen wir auch dem Plutarch bei, wenn er sagt: „Es ist schlimm, erst dann zu merken, daß man keine Freunde habe, wenn man wirklich Freunde nötig hat!“ Wahr sind auch Jean Pauls Worte: „Wer Freundschaft und Liebe nie suchte, ist hundertmal ärmer, als wer beide verlor.“ Und wenn es wahr ist, was Schiller sagt im Wallenstein: „Denn über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt,“ so muß der, welcher gar keinen Freund besitzt, entsetzlich arm sein. Es giebt aber auch Personen, die, wie man sagt, keinen Feind, nur vielmehr lauter Freunde haben. Als ein solcher starb, fragte ich die Witwe, wer zu seinen Freunden gehört habe. „Nun, alle Menschen“, rief sie, „mit denen er verkehrte.“ So war es ja wohl auch. Er war eine leutselige Persönlichkeit, der man auf den ersten Blick gut sein mußte; aber freilich unter dem Heer seiner Freunde waren viele, die nicht selten sich wenigstens als sehr kalte Freunde entpuppten. Wahre Freunde, die nicht auf jedem Zweige wachsen, die nicht bloß gute Gesellschafter sind, die nicht bloß in Kopfnicken und schönen Worten, sondern in Thaten sich offenbaren, die im Unglück nicht verschwinden und auf die der Ausspruch Shakespeares nicht paßt: „Der Bodensatz der Freundschaft ist

Verdruß" — o, die sind noch immer recht rar in der Welt. Ich habe solche mein nennen dürfen und werde das stets als eine Gnade des Himmels betrachten. Und ich habe dabei auch gesehen, daß der Dichter aus dem Leben spricht, wenn er sagt: „Die Gleichheit des Herzens hilft jeder Ungleichheit des Standes und des Kopfes in der Freundschaft ab." Ich habe Freunde in höhern und niedern Kreisen, unter Gelehrten und Ungelehrten gefunden. Zu denselben gehörte ein Mann, der meine Liebe und Verehrung in hohem Grade besaß und sich mir stets als ein redlicher, zuverlässiger und warmer Berater und Beistand erwies. Es war der wahrhaft berühmte und von den Männern der Wissenschaft hoch anerkannte Professor Dr. Eckstein. Als ich ihn in Halle zum erstenmale begrüßte, schlug ihm mein Herz sofort entgegen und ich sah sehr bald, daß ich auch seine Zuneigung besaß. Er sagte mir, daß er alle meine Logenschriften angeschafft habe und machte mir über dieselben ein Kompliment, aus dem ich die Ehrlichkeit heraushörte, und das mich deshalb hoch erfreute. Mit einer seltenen Liebenswürdigkeit führte er mich und meine Frau in den sämtlichen Räumen der Frankeschen Stiftungen umher und weihte mich in die Verhältnisse dieses großartigen Liebeswerkes gründlich ein. Als er nach Leipzig kommen sollte, rief der mir begegnende Prof. Wuttke: „Doktor, haben Sie es schon gehört, Eckstein kommt nach Leipzig; Gott sei Dank, daß wieder einmal eine Autorität hierher kommt." Daß er das war, hat Leipzig bald erfahren. Als er eingezogen war in unserm Pleißathen und ich ihn beglückwünschte, knüpfte ich daran die Bitte, daß er unsre Pädagogische Gesellschaft durch seine Mitgliedschaft ehren möge. „Nun," das waren seine Worte, „das können Sie wohl denken, lieber P., daß ich nur zu Ihnen komme, wenn ich in einen Verein eintrete." Bald darauf trat er in unsern Kreis ein; ich begrüßte ihn als zweiter Vorsitzender mit Shakespeares Wort: „Was ist ein Mann wert in dieser Zeit!" und bezeichnete seinen Eintritt als eine hocherfreuliche Epoche für unsre Gesellschaft. Was er ihr war als Freund, als Vorsitzender, als Berater und Beistand und Redner, das bleibt für alle Zeit unvergessen.

Als wir in der Loge zusammen arbeiteten, er als Meister vom Stuhl, ich als Musikdirektor, sagte er in biederm, herzlichem Tone: „Mein lieber P., wir machen uns das Leben nicht schwer zusammen; wir haben jeder unsern Posten als Beamte, und was Sie anordnen hinsichtlich der Musik und der Gesänge, das wird ausgeführt, da darf Ihnen niemand, auch ich nicht ein Wort drein reden.“ So geschah es. Das Amtieren an seiner Seite war mir eine Lust und Seligkeit. Wie gern er überhaupt jedem Redner ein freundliches Wort sagte, und wie er, der tiefgelehrte Mann, fremdes Verdienst so gern anerkannte, davon nur ein paar Beispiele. Als ich einen Vortrag über die Unsterblichkeit unseres Geistes gehalten hatte, war er so erfreut, daß er mir sagte: „An meinen aufrichtigen Dank knüpfe ich die Bitte, daß Sie dieses Thema ja weiter verfolgen. Sie haben in dieser Ihrer Rede so tröstliche Aussichtspunkte und eine so zwingende Begründung aufgestellt, daß ich mit ganzer Spannung zugehört habe!“ Und als mein Freund Direktor Thomas in der Pädagogischen Gesellschaft über Bibelauszüge gesprochen hatte, begann er seine Kritik mit folgenden Worten: „Bei diesem Thema, das ich so vielfach überdacht und durchforscht habe, glaubte ich bestimmt, nichts Neues zu hören und zu meiner großen Überraschung habe ich doch manches Neue gelernt und bin dem Redner sehr dankbar.“ Seine Offenheit und Aufrichtigkeit machte den Verkehr mit ihm zu einem wahren Genuß, sein Wahlspruch war ja: Doch ob die Welt auch betrogen sein will, nie geselle dich dem zu, der im geringsten sie drum oder im größten betrügt. Und diese Ehrlichkeit ließ ihn auch nicht zurückhalten, wenn er Fehler an einem Freunde gewahrte. Sein Wort: „Nicht empfindlich werden, nicht zu schnell etwas übel nehmen, lieber P.; man muß ein kleines Unrecht auch einmal wie eine unvermeidliche Pille hinunter zu schlucken wissen!“ hat mir oft noch im Leben in den Ohren geklungen. Freilich war er mitunter, namentlich wo er Dünkel oder Sünden gegen die Wahrheit oder alte dauernde Mängel bemerkte, etwas sarkastisch oder wenigstens scharf, so daß einstmals der Oberbürgermeister, der bei der Schuleinweihung seiner hohen Verdienste gedachte, auch humoristisch die

Stacheln erwähnte, die er mitunter zeige. Nie in meinem Leben habe ich einen Mann gekannt, der so wie E. mit einem wahren Johannesmute nach oben wie nach unten hin für die Wahrheit kämpfte. Und wenn einer die Schule in ihren Rechten und Bestrebungen zu verteidigen verstand, so war er es. „Wir lassen uns nichts vorschreiben in unserer Praxis; was wir für gut halten, das wird ausgeführt und dabei bleibt es!“ das waren seine Worte in einer Konferenz, als die innere Gymnasialpraxis benörgelt worden war. Als ein Deputierter aus dem Lehrerstande für die allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Hildesheim zu wählen war, hatte er beim Rat so für mich gesprochen, daß meine Wahl sofort erfolgte. Mit einer mich rührenden Teilnahme rief er mir einmal entgegen, als ich ihn besuchte: „Lieber P., es wird eine Direktorstelle frei; da gilts mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß Sie Direktor werden; ich gehe — das wissen Sie — ins Zeug für Sie.“ Mit einer tiefen Verstimmung teilte er mir später mit, daß man von gewisser Seite alle seine Empfehlungen mit den Worten zurückgewiesen habe: „P. ist zu klein für einen Direktor! Zu einem solchen ist eine andere Persönlichkeit nötig!“ Daß er diese Anschauung, die vielleicht nicht ohne Grund war, in scharfer Weise bespöttelte, war natürlich. Als mich der schwere Schlag traf, einen 16jährigen Sohn, Schüler der Thomasschule, zu verlieren, ehrte er, obgleich nicht mehr Rektor derselben, ihn durch seine Begleitung zum Grabe und mir drückte er wehmütig die Hand mit den Worten: „Das hatte Ihnen noch gefehlt, mein lieber P.!“ Wo er mich sah, immer wußte er mich durch irgend ein freundliches Wort zu erfreuen und sein letztes Wort an mich war: „Sie sind jetzt, wo ich nicht mehr ausgehen kann, mein Unterhalter, mein Belehrungspender, Ihre Zeitung kommt nicht mehr von meinem Tische.“ War es ein Wunder, daß der Verlust eines solchen Freundes mir eine schwere Wunde schlug? Noch heute fühle ich den Schmerz über den Tod dieses Mannes, dessen hellleuchtende Vorzüge ich verehrte und bewunderte (unvergeßlich bleibt es mir, wie herrlich er lateinisch sprach und wie inbrünstig und ergreifend er lateinisch betete), dessen attisches Salz mich

erquickte, dessen Bescheidenheit bei aller Höhe der Gelehrsamkeit mich rührte, und dessen Charakter mir immer wie eine unerschütterliche Säule erschien, an die man sich fest und sicher halten konnte. Ein Zeichen meiner Verehrung über das Grab hinaus war das kleine Denkmal, das ich ihm in der Freimaurer-Zeitung setzte.

Aber es sollte zu diesem Verluste sehr bald ein zweiter kommen, der mich ebenso tief erschütterte, ja mich geradezu niederdrückte, da ich mit ihm manche schöne Hoffnung, die ich gehegt, ins Grab sinken sah. Im Jahre 1887 schied der um das Leipziger Schulwesen hochverdiente Stadtrat Dr. Panitz aus dem Leben dieser Welt. Mit ihm verlor auch ich eine Freundesperle, die mir stets teuer und wert war; und ich habe in zwei Biographien (deren eine in der Deutschen allgemeinen Lehrerzeitung stand) ein Lebensbild des Heimgegangnen aufgerollt und eingehend darzulegen versucht, was er war. Wenn man sein Wirken und Schaffen mit drei Worten ausdrücken sollte, so könnte man sagen: er war klar, wahr und lebenstreu. Aber ich will hier nicht auf seine gesunden, auf einer sichern Psychologie und Philosophie ruhenden pädagogischen Ansichten, nicht auf seine den Reformen und Forderungen der Neuzeit Rechnung tragenden trefflichen Schriften, nicht auf seine liberalen politischen Anschauungen oder auf sein Auftreten als Stadtverordneter oder Landtagsmitglied; auch nicht auf sein Wirken als Stadtrat, das ich mit hohem Interesse verfolgt habe und das ihn so recht als Mann der Pflicht und als Lehrerfreund zeigte (sein letztes Wort vor seinem Hinscheiden war: „Holt mir die Akten!") eingehen, ich will hier nur von seiner Opferfreudigkeit und seiner herzigen Teilnahme gegen seine Freunde reden, von denen so manche ihm Amt und Stellung und manchen Dienst zu verdanken hatten. Auch mir war er viele Jahre hindurch ein offner, wahrer und treuer Freund. Zwar kamen wir selten zusammen, aber ich wußte, was ich an ihm hatte.

Kurze Zeit, nachdem er Stadtrat geworden war und ich ihn auf der Straße traf, sagte er mir: „P. willst Du die Oberlehrerstelle an der . . . . . schule haben? Ich weiß, daß man dich sehr achtet, ich bringe Dich durch." Als er sah, daß ich nicht viel

Lust in mir nach dieser Stelle verspürte, setzte er hinzu: „Vergiß nicht, daß dies der Übergang zum Direktor sein kann!“ Nach längern Hin- und Herdenken lehnte ich den Posten ab. Daß ich mir damit schadete, war klar. Um mich zu trösten, sagte er bei einer neuen Begegnung: „Ich werde schon in anderer Weise für Dich sorgen.“ Und er hat gesorgt, wie er als treuer Freund und unparteiischer, gerechter Vorgesetzter nur sorgen konnte. Er beförderte mich sehr bald in die höchste Gehaltsskala; er schickte mich in die Schweiz und versprach mir auch, mich nach Süddeutschland zu senden, um das Schulwesen zu erforschen und Bericht zu erstatten. Er stellte meine Tochter als Lehrerin an der Bürgerschule an, und er nahm am Glück wie am Unglück, das mich traf, den liebevollsten Anteil. Konnte es deshalb anders sein, als daß ich für sein Leben zitterte, daß ich bei seiner letzten Krankheit mit Thränen aus seinem Hause heraustrat, und daß ich seinen frühen Tod noch heute als einen schweren Schicksalsschlag für mich ansehe. Wie manches würde sich lichter und freundlicher für mich gestaltet haben, wenn er länger am Leben blieb. Außer ihm, dem in meinem Herzen das unauslöschlichste, dankbarste Andenken gesichert ist, verlor ich auch noch einige andere, mir ewig unvergeßliche Freunde, meinen lieben Hausarzt Dr. Ploß, meinen mich so oft erheiternden Freund Rechtsanwalt Petzold und die trefflichen Männer Dr. Schulze, Große, Sachse, zu denen später noch verschiedene andere, an denen mein Herz hing (Oberschulrat Möbius ꝛc.), hinzukamen. Es ist schwer zu ertragen, wenn der Tod aus dem Kranze unsrer lieben Freunde sich seine Opfer holt, und doch muß man schließlich mit Goethe rufen: Über Gräber weiter! Wohl aber denen, die, wie ich, durch solche Verluste doch nicht freundesarm werden! Eine Zahl mir überaus teurer Freunde nenne ich noch mein, denen mein ganzes Herz gehört, und wenn es nicht unzart wäre, so würde ich ihre Namen nennen. So aber rufe ich nur beim Andenken an sie: Gott erhalte sie mir!

18. Kapitel.

Der Freimaurer.

„Ich suche einen Menschen.“
Diogenes.

Da ich im vorigen Kapitel zweier Freimaurer gedacht habe — denn das waren meine Freunde Eckstein und Panitz — so will ich hier einen Hinblick auf meine eigne Logenthätigkeit einflechten. „Lehrer müssen Freimaurer sein“, sagte Freund Eckstein einmal, und in der That, wenn Lehrer vor allen Dingen einen festen Charakter, eine liebevolle Gesinnung und einen menschenfreundlichen Geist überhaupt nötig haben, so kann ihnen die Freimaurerei als eine Helferin dazu gewiß die besten Dienste thun. Mir war sie von Kindheit an durch lächerliche Vorurteile etwas verleidet. Ich hatte als Kind in einem alten Predigtbuche gelesen, daß die Freimaurer eine gottlose Sekte seien, daß sie nur den Fuchsschwanz gut zu streichen verständen, sonst aber in teuflischen Geheimnissen sich ergingen. Später sah und hörte ich, daß es nur alberne Märchen und Chimären seien, die man sich von den Freimaurern erzählte, und daß namentlich die Annahme, daß sie sich dem Teufel verschwören, um recht viel Geld zu bekommen, die unsinnigste Thorheit sei. Und als ich nun später als Lehrer erfuhr, welches der eigentliche Zweck dieses Bundes sei, und wieviel Gutes er stifte, und als ich sah, welche ausgezeichnete edle Männer dazu gehört hatten (wie ein Goethe, Lessing, Herder, Mahlmann, Dräsecke ꝛc.) und jetzt noch dazu gehörten, als mir Proben ihrer Eintracht und ihres Zusammenhaltens mitgeteilt wurden, da stieg in mir der Wunsch auf, Freimaurer zu werden. Aber wenn auch verschiedene Gemütsstimmungen mich mächtig nach diesem Ziele hindrängten, so galt es doch auch, verschiedene Bedenken, die durch Vorurteile sich bildeten, niederzukämpfen, und nachdem dies geschehen, kam ich, namentlich durch den Rat meines seligen unvergeßlichen edlen Freundes Zille, zu dem entschiedenen Entschluß, in den Bund einzutreten. Ein hervorragender Frei-

maurer hat einmal gesagt: Der Eintritt in den Bund ist mit einer Symphonie zu vergleichen. Erst das Maestoso: Fester Entschluß, ich will! dann folgt das Adagio: das ernste tiefe Überlegen; dann das Scherzo — das leichte Überwinden lächerlicher Einwände und endlich das Finale: der freie und vertrauensvolle Eintritt. So war es in der That bei mir, und als nach meiner Aufnahme im Jahre 1855 am Johannisfeste alle Zweifel, alle Skrupel, die sich etwa noch in einem Winkel meines Gemütes erhalten hatten, von mir abfielen, da war es namentlich das religiöse Vorurteil, was ich gänzlich verlor. In der That hat meine Religiosität durch die Loge nur an Innigkeit und Wärme gewonnen, und es ist nur schwer zu bedauern, wenn noch heutigen Tages gesagt wird: Die Loge entfremde der Religion. Wenn einzelne Freimaurer an ihrem Glauben irre werden, so kann wenigstens der Bund nichts dafür, der schon manchen Atheisten geheilt und zu seinem Gott zurückgeführt hat. Da meine Begeisterung für die erhabne K. Kunst den Brüdern nicht verborgen blieb, so geschah es bald, daß ich in das Beamtenkollegium gewählt wurde. Ich bin als Musikdirektor, als Redner und Vorbereitender jahrelang thätig gewesen und habe die Opfer, die mir diese Ämter auferlegten, mit wahrer Herzensfreude gebracht und mich durch kleinliche Ärgernisse und Störungen nie ermüden lassen. Welches waren nun meine Erfahrungen, die ich im Bunde machte? Zuerst waren es mächtige Anregungen zu allem Großen und Erhabenen, Wahren, Guten und Schönen, die ich erhielt. Nie werden in mir die geistreichen und erhebenden Worte eines Marbach, Zille, Lucius, Müller u. a. verklingen, sie zeigten mir die Maurerei in ihrer Lichtgestalt und begeisterten mich so dafür, daß ich ihre Geschichte vor allen Dingen zu erforschen suchte und mich überhaupt in der maurerischen Litteratur heimisch machte. Meine Reden, die ich in der Loge Apollo gehalten, trugen mir Beifall ein, der mir oftmals deswegen so erfreulich war, weil er aus dem Munde hervorragender, trefflicher Brüder kam. Und auch meine maurerischen Schriften: Das Heiligtum der Maurerei. — Die Säulen der Maurerei. — Die Hindernisse der Maurerei. —

Maurerische Blüten. — Der Geist der Maurerei in Erzählungen, Reden, Gedichten ꝛc. — Glockenschläge, Biographien, Vorträge ꝛc. erfreuten sich der Anerkennung, des Interesses der Leser; sie sind zum Teil mehrfach aufgelegt worden und haben viele Brüder, wie mir gesagt wurde, für den Weltbund begeistert und ihm neue Freunde zugeführt. Als die „Maurerischen Blüten“ erschienen waren, schrieb mir ein Herr aus der Schweiz folgendes: „Mein Buchhändler hatte mir unter mehreren Schriften zur Ansicht auch Ihre maurerischen Blüten mitgesandt. Ich als Feind der Logensache warf das Buch ärgerlich zur Seite, es fehlte nicht viel, daß ich es unter den Tisch geschleudert hätte. Aber ich entschloß mich zuletzt, doch wenigstens einen Blick hineinzuwerfen. Ich fing an zu lesen, las und las, bis das Buch zu Ende war. Dann klappte ich es zu und sagte: Wenn das die Freimaurerei ist, so werde ich sofort ihr Jünger. Jetzt bin ich bereits aufgenommen und spreche Ihnen als Bruder herzlichen Dank für Ihre Anregungen aus.“ Daß ein solcher Brief mir eine große Freude, ein Lohn für meine Arbeit war, läßt sich denken. Zu den Auszeichnungen, die mir als Maurer zu teil wurden, gehörten die mich hoch erfreuenden Ehrenmitgliedschaften der Logen zu Chemnitz, Zittau, Altenburg, New-York und auch die huldvollen Schreiben der erhabnen Brr. Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und König Oskar von Schweden, die mir für die Überreichung einzelner maurerischen Schriften verbindlichen Dank aussprachen. Was nun die Erfahrungen in den Logen selbst anlangt, so waren sie, wie es nicht anders sein kann, verschieden. Ich habe die maurerischen Ideale in den Bauhütten teils treu und war ausgeprägt, teils verdunkelt und verletzt gefunden; ich habe Lauheit, oberflächliches, mechanisches, kaltes Formenwesen hier und da entdeckt, aber oft auch, recht oft, seelenvolle Maurerei und Vertiefung in die K. Kunst bemerkt. Ich habe echten Brudersinn gewahrt, der mich nicht selten bis zu Thränen gerührt hat, aber ich habe auch Täuschungen erlebt, die mich recht deutlich daran erinnerten, daß es Engel auf der Erde unter den Menschen nirgends giebt, und daß mancher als „freier Mann von gutem Rufe“ bezeichnete Bruder eine

Condradictio in adjecto ist. Es ist ja wahr, man kann ein guter, edler Mensch sein ohne der Freimaurerei anzuhängen, aber sie gewährt ein Mittel mehr, es zu werden und zu bleiben. Und wie sie ihrem Jünger den reinen Freudenbecher reicht (so mancher sagt: Meine schönsten Stunden habe ich in der Loge verlebt), so bringt sie ihm auch im Unglück und Leiden den Kelch des Trostes und der Stärkung. Sagte doch der edle, unvergeßliche Kaiser Friedrich, daß er nicht so das Leiden ohne Klage ertragen hätte, wenn er nicht Freimaurer gewesen wäre. Ja, die Maurerei ist und bleibt eine Tugendschule, eine Heilanstalt für manche Schwächen und Gebrechen (Stolz, Nationalhaß, Fanatismus, Gemeinheit, Vorurteil), eine Schutz- und Schirmquelle für manche Verirrung oder Drangsal; ein Asyl für freies Denken und ein inniges, festes, einträchtiges Band guter Menschen. Dieser Segen, zu dem auch die zahlreichen Liebeswerke an Armen und Unglücklichen gehören, wird ihr bleiben, so sehr auch ihre Feinde gegen sie wüten und sie durch ihr Mondanbellen zu schrecken suchen. Ihre größte Aufgabe, in welcher auch zum großen Teil ihr Sieg liegt, ist freilich die Vorsicht und die Strenge bei der Aufnahme ihrer Mitglieder; durch jeden Unwürdigen erhält sie einen Schlag ins Gesicht; aber jeder, der eine maurerische Zierde ist, wird zu einem festen Stein des Baues. Das alte Wort: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten“ ist auch auf jeden Logenbruder anzuwenden.

---

19. Kapitel.

Meine Urlaubsreise.

Reisen gewährt ein träumendes Herz,
Flügel über die Eisspalten des Lebens und
weit offne Arme für jede Menschenbrust.
Jean Paul.

Als im Jahre 1887 mich ein Ohrenübel heimsuchte und der Arzt mir den Aufenthalt im Gebirge riet, entschloß ich mich, das liebe Baierland aufzusuchen, das mich schon einmal äußerst

sympathisch berührt und hoch ergötzt hatte. Als nämlich die allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Fürth bei Nürnberg tagte, wanderte auch ich zu derselben und die dort verlebten Tage zähle ich noch jetzt zu meinen schönsten Erinnerungen. Zwar fiel mein Toast beim Festmahl auf die Fortschritt-Stiefelmacher (wobei ich vom Schuhmacher Hans Sachs ausging) so ziemlich ins Wasser und auch mit dem Antrage, den deutschen Kaiser zu begrüßen, hatte ich nicht viel Glück. Die ganze Versammlung aber verlief in würdiger und anregender Weise und die Aufnahme, welche man den deutschen Lehrern gewährte, war eine vorzügliche. Mir war es beschert, bei einem Buchdrucker zu wohnen, der die Liebenswürdigkeit selbst war und mich gleich den ersten Abend zum besten bairischen Bier führte. Ich hatte früher immer die Baiern wegen ihrer Bierrevolutionen bespöttelt, und konnte nicht begreifen, wie man wegen eines Getränkes aus Rand und Band geraten konnte. Jetzt sah ich es ein, das Bier, von dem ich drei Glas, mein lieber Wirt zehn Gläser genoß, war ein Göttertrank. Auf Ausflügen nach Nürnberg, nach dem Fichtelgebirge und nach den Städten Wunsiedel, Bamberg, Hof ꝛc. lernte ich die Baiern als einen herzigen, gastfreundlichen und heitern Menschenschlag kennen. Nur einige Beispiele davon. Als ich den Waldstein, einen Berg im Fichtelgebirge, erstieg, kam ein Gewitter, Schlag auf Schlag ertönte und der Regen floß in Strömen. Als ich am Fuße des Berges ankam, hatte der Regen nachgelassen, ein Landmann begegnete mir, redete mich an, und als er hörte, daß ich in das Wetter gekommen war, rief er: „Ach, Sie Ärmster, thut mir das leid, wärmen Sie sich nur oben recht aus und erholen Sie sich!“ Wie menschenfreundlich! rief ich still bei mir aus. Im Gasthause auf dem Berge, wo ich als gebadete Maus ankam, bat ich um ein Glas Rotwein. Ich erhielt es und erquickte mich. Als ich den Wirt fragte, was ich schuldig sei, meinte er: „Ja, werden Sie denn die ganze Flasche noch austrinken?“ Als ich ihm auseinandersetzte, daß ich nur ein Glas zu trinken vermöchte, und ihm 50 Pfennige hinlegte, rief er: „Das ist viel zu viel! Ein Glas kann ich überhaupt nicht be-

rechnen, trinken Sie doch für das Geld noch einige Gläser." Ich lehnte ab und schied von diesem freundlichen Manne mit den Gedanken, daß solche Wirte wohl rar sein möchten. Ein anderer mir unvergeßlicher Wirt ist mir in Wunsiedel vorgekommen. Als ich in diese Jean Paul-Stadt einzog, um dann die in ihrer Art einzige Louisenburg zu besuchen, fragte ich in einem mir empfohlenen Gasthause nach einer Stube auf ein oder zwei Tage. Der Wirt war ziemlich kurz und sagte mir in kaltem Tone, daß er nicht viel von Stuben übrig habe und nannte mir fürs Nachtquartier einen hohen Preis. Im Gespräch mit ihm erwähnte ich beiläufig, daß ich ein Lehrer aus Leipzig sei. „Was? Lehrer sind Sie?" rief er sichtlich erfreut aus, „da wird die Sache freilich ganz anders. Sie sollen nun das schönste Zimmer erhalten, was ich habe, und auch um ein Drittel billiger." Ich wurde mit Frau und Sohn für einen geringen Preis herrlich bedient und aufgenommen. Der Mann mußte ein ganz besonderer Lehrerfreund sein. Da ich nun — und zwar nicht durch solche Einzelheiten, sondern durch den ganzen Verkehr mit den Baiern diesen Volksstamm von Herzen lieben gelernt hatte, so war es kein Wunder, daß ich jetzt das Baierland und zwar Oberbaiern als Kurort wählte.

Das liebliche, urromantische Tegernsee war es, das mir Erholung, Heilung, Stärkung und Erfrischung bringen sollte. Als ich von München aus dahinfuhr, glaubte ich gar nicht, daß ich ins Gebirge käme, so flach erschien mir die Gegend. Als ich aber in Gmund ausstieg und den Kranz von Bergen erblickte, welcher den herrlichen See umrahmt, da ging mir das Herz auf und eingezogen in das liebliche Paradies, hielt ich es nicht für möglich, daß es ein schöneres Fleckchen auf Gottes Erde geben könne. Und wahrlich, die Spaziergänge an dem reizenden Seeufer, das Gondeln auf demselben, die Seefahrten nach Gmund, welche entzückend schöne Strandbilder vor die Augen zaubern, die Ausflüge nach dem Westerhof und Pfligelhof, nach Leeberg und der Neureuth,*)

*) Siehe mein Büchlein: In der Sommerfrische. Stimmungsbilder aus Tegernsee. Zittau, Graun.

nach dem Alpbachthal und Schliersee, nach den Wasserfällen, nach dem Wildbad Kreuth und dem Sappikeller mitten im Walde, nach dem Bauer auf der Au (ein Wirtshaus am Hirschberg), sowie die Besteigung der Berge Walberg, Riderstein, Hirschberg u. a. — das alles ist so lohnend und so erhebend, daß man einen Dämpfer für die Freude nur an dem Gedanken hat, dieses Eden in kurzer Zeit wieder verlassen zu müssen. Eine Kette von lustigen Abenteuern und unvergeßlichen Hochgenüssen bildete später eine kleine Vergnügungsrundreise. Auf derselben besuchte ich das Schloß Herrenchiemsee, und als ich dieses Märchen — denn wie ein solches erscheint dieses monumentale Prachtwerk — staunend durchwanderte, dankte ich dem ewig zu bedauernden Könige in meinem Herzen, wo er längst ein Plätzchen hatte, viel tausendmal. In Salzburg verlebte ich auf dem Kapuzinerberge einige genußreiche Stunden, labte mich am würzigen Tyroler und schöner Aussicht und gab mich dann im Mozartstübchen den pietätvollsten Erinnerungen hin. Als ich auf dem alten schmucklosen Klavier und dem kleinen Flügel, auf dem der hochinspirierte einzige Meister mit seiner Schwester so oft gespielt und konzertiert hat, Sätze aus seinen Werken spielte, fielen meine Thränen auf das Instrument, und das war bei einem solchen Mozartschwärmer, wie ich es zeitlebens gewesen bin, kein Wunder. Die Wanderung ging dann nach Hallein, wo wir während des Abendläutens die Mönche und Nonnen auf dem Dache des Klosters umherwandeln sahen, und nach Berchtesgaden, wo wir in der Nacht wie Obdachlose herumliefen und eine Wohnung suchten, die wir endlich nach stundenlangem Bemühen fanden, wobei wir den Seefahrern glichen, die nach langer Irrfahrt plötzlich rufen: Land! Land! Die Wunder des Königsees ließen uns staunen, aber durch das Schießen auf dem Kahn kam ich zu einem Schaden am rechten Ohre, so daß plötzlich alles, was ich hörte, dünn und schnarrend wie aus einer Kindertrompete klang. So trägt man von einer Reise nicht nur süße Erinnerungen, sondern auch bittere Andenken mit nach Hause. Zurückgekehrt nach Hallein fuhren wir nach der Lichtensteinklamm, eine schauerliche, mächtige, vom Gebrause eines herabstürzenden

Flusses erfüllte Erdspalte; ferner nach dem überaus reizenden Zell am See mit der Schmittenhöhe, auf welcher man das steinerne Meer, eine wunderbare Felsgesteinkette und eine Reihe von Höhenzügen erblickt; nach Genbach und dem himmelblauen Achensee und endlich über Bad Kreuth nach unserm Sanssouci zurück.

Nun ein kurzes Wort über meine Erlebnisse in Tegernsee. Als wir uns in dem anmutigen, äußerst saubern Orte in einer freundlichen Wohnung an der Hauptstraße niedergelassen hatten, waren wir glücklich, überglücklich, wenn wir von unserm Balkon in die frische, üppige Frühlingspracht hineinschauten. Aber es kam bald anders. Schon am dritten Tage hatten die Berge alle weiße Zipfelmützen aufgesetzt und auch über die Gärten war ein weißes Tuch ausgebreitet; es hatte geschneit; wir waren plötzlich trotz der Maitage mitten im Winter. Ja, ja, sagten die Tegernseebewohner, bei uns ist drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr Sommer. Und einer hatte ins Fremdenbuch auf dem Riderstein geschrieben: „O Tegernsee, o Tegernsee, bei dir giebts nichts als Regen und Schnee!“ Sollten wir uns die Pelze kommen lassen oder sollten wir nach unserm Pleißathen zurückkehren, wo sich vielleicht die Hunde um den Schatten bissen?

Schon machten wir uns mit dem letztern Gedanken, mit der Rückkehr, vertraut, als wir zu unsrer Genugthuung hörten, daß auch in Leipzig keine milden Zephyrlüftchen wehten und es dort ebenfalls rauh und kalt sei. Im Juni wurde es erträglicher, wenn es auch den Spatzen noch oft auf den Pelz schneite. „Es muß doch Frühling werden“, sagten wir und es wurde auch. Verschiedene Erinnerungen stehen noch als frische Bilder vor meiner Seele. Da ist es das Frühlingsfest der Schuljugend, welches durch Aufzüge, Aufführungen, Gesänge ꝛc. einen höchst sympathischen Eindruck gewährte;*) ferner das Frohnleichnamsfest in München, bei dem ich mich fragte, ob Christus, wenn er auf der Erde erschiene, ein solches Gepränge und Schauspiel wohl

---

*) Stimmungsbilder.

gut heißen würde (das gesehen zu haben, ich, wie Luther seine Romreise, nicht um tausend Gulden hingeben möchte); ferner der Besuch in verschiedenen Kirchen. In der einen sagte der Prediger am Himmelfahrtsfeste wörtlich: „Es heißt: Christus sitzet zur Rechten Gottes und deshalb sitzt auch an diesem Tage die Geistlichkeit auf der Kanzel“; und ein anderer Geistlicher sagte, nachdem er die großen Hoffnungen der Menschen auf äußeres Glück sehr klar und scharf gekennzeichnet hatte: „Und was thut der liebe Gott? Er verlacht euch mit euren Hoffnungen!“ Das gab mir viel zu denken. Um die Erinnerung an diese Worte auszulöschen, gedachte ich verschiedener ergreifender Predigten, die ich in Baiern in katholischen Kirchen gehört hatte. Und wenn in dem Erinnerungsbilde die musikalischen Genüsse auftreten, so sind es namentlich zwei Konzerte, die mir unvergeßlich bleiben. Das eine war das Konzert Münchner Lehrer, bei dem die Fahne der Pietät und des Patriotismus so recht zur Entfaltung kam, und bei dem andern ließ sich ein Virtuos auf der Harfenzither hören, der ein wahres Sphärengetön und die lieblichsten Weisen entfaltete. Bei diesem letzten Konzert sah ich den Schuhplattelntanz, der damit begann, daß der Leiter desselben über einen Tisch weg sprang und der Länge lang in die Stube fiel. Ich war des Todes erschrocken und glaubte, daß er Arm und Bein gebrochen hätte. Er schnellte sich aber wie ein Fischlein in die Höhe und tanzte mit voller Grazie. Wer diesen Tanz nicht gesehen hat, dem kann man ihn auch nicht beschreiben. Es ist ein nationales Volksstück und erheitert die Tänzer und die Zuschauer.

Und nun ein Wort über die Aufnahme, welche wir — ich und Tochter — in dem reizenden Orte fanden. Wir wurden überall sozusagen auf den Händen getragen. Nicht nur bei den Wirtsleuten, sondern auch in den Gasthäusern wurden wir wie nahe Freunde behandelt und ein Wirt sagte mir: „Herr Doktor, Sie brauchen nicht immer etwas zu verzehren, gönnen Sie mir nur die Ehre Ihres Besuches!“ Wenn man denkt, wie man da und dort die Sommergäste nach allen Seiten hin zu schröpfen oder wie Lämmlein zu scheren sucht, so wird man durch solch un-

eigennützige und liebenswürdige Behandlung wahrhaft gerührt. Lasse ich die Personen, die mir als höchst sympathische Gestalten nahetraten, an mir vorüber ziehen, so ist es außer dem biedern, herzigen und aufgeklärten Kollegen Zöpf, von dessen verdienstvollem Wirken ich Zeuge war und mit dem ich Stunden voll Freude und Gemütlichkeit verlebte, auch der treffliche Bürgermeister Niggl, der in seinem herzigen Wesen so recht den Baier repräsentierte, ferner der Graf Luxburg, der mir in der freundlichsten Weise einen Blick gewährte in die Verwaltung und in die Einrichtungen des Ortes, und der Graf Drechsel, dessen liebenswürdiges Auftreten und dessen Wohlthun ich hoch ehren mußte. Unter allen aber, die ich sah, war mir der gute Genius des Ortes, der Herzog Carl Theodor von Baiern, die hervorragendste und interessanteste Person, so daß ich mit ihm dieses Kapitel abschließen und ihm auch hier ein kleines Denkmal setzen will.*) Er verlebt alle Jahre die Sommermonate in seinem Schlosse zu Tegernsee und wird von allen Bewohnern aufs innigste verehrt und geliebt. Begegnet man ihm auf der Straße im einfachen Kleide, so glaubt man nicht, einen fürstlichen Herrn, wohl aber einem tiefen Denker, einem Professor zu begegnen. Obgleich er in der Armeeliste als Generallieutenant aufgeführt wird, bedient er sich keiner andern Waffe als der Lanzette, und sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, Lichtbringer zu sein. Er ist Augenarzt und seine Kuren und Operationen sind weltberühmt und haben einer großen Menge erblindeter oder augenkranker Menschen Licht und Gesundheit wiedergegeben. Dabei ist er ein wahrer Menschenfreund, der seine Liebe auch über die Ärmsten ausbreitet. Nicht selten kommt es vor, daß er arme Kinder nicht nur umsonst heilt, sondern ihnen auch noch Wohlthaten erzeigt. So hat er z. B. auch einen armen Lehrer, der seine Hilfe suchte, nach Bad Kreuth gesandt, ihn dort verpflegen lassen und für die Heilung und den Unterhalt desselben ein großes Opfer gebracht. Mit einem Zuge aus dem Leben dieses Menschenfreundes, der in seiner

---

*) Stimmungsbilder, 1. Kap.

Liebenswürdigkeit seine hohe Stellung ganz vergißt, schließe ich dieses Kapitel. Als er eines Abends im schlichten bürgerlichen Rock durch die Straßen der Stadt München schreitet, hängt sich plötzlich ein flotter Avantageur an seinen Arm und zischelt ihm vertraulich ins Ohr: „Wenn der Oberst, der dort kommt, an uns vorüber geht, gestatten Sie doch, daß ich Sie lieber Onkel nenne, nicht wahr, bester Herr?“ Der Herzog nickte und der Sohn des Mars machte von der Erlaubnis Gebrauch, übersah aber dabei in seinem Eifer ganz, daß der bärbeißige Oberst den Herrn an seiner Seite ehrfurchtsvoll grüßte. Am nächsten Morgen stellte der Oberst des Regiments den jungen Mann darüber zur Rede, daß er ohne Urlaub sich nach neun Uhr auf der Straße herumgetrieben habe. Der kecke Abenteurer kam nun mit seiner Notlüge heraus: er habe zufällig seinen lieben Onkel, der von weit her nach München gekommen sei, im Löwenbräu getroffen und über der Freude des Wiedersehens sei von beiden die rechte Stunde versäumt worden. „Was?“ sagte der Oberst, „der Herr, an dessen Arme Sie an mir vorübergingen, war Ihr Onkel?“ „Ja, Herr Oberst.“ Eine unheimliche Pause trat ein, dann sagte der Oberst: „Seit wann sind Sie mit dem Herzog Carl Theodor verwandt?“ Der ertappte Lügner stand da wie vom Donner gerührt und der Regimentschef fuhr fort: „Für Ihre Verspätung und lügnerische Ausrede erhalten Sie drei Tage Mittelarrest; wie der Generallieutenant Ihre Frechheit strafen wird, hängt von diesem ab.“ Während der Mann nun im Arrest saß, quälte ihn fort und fort die Sorge und die Angst vor dem Zorn des Herzogs. Als er in die Kompagnie zurückkehrte, überreichte ihm der Hauptmann ein Päckchen und ein Begleitschreiben. Er öffnete das letztere und las: „Lieber Neffe, ich konnte Sie der verdienten Strafe nicht entziehen. Damit Sie sich aber in Zukunft nicht wieder verspätigen, sendet Ihnen eine verläßliche Taschenuhr Ihr wohlgeneigter Onkel Carl Theodor.“ Die Gefühle des Soldaten lassen sich nicht beschreiben. Ist es ein Wunder, daß ein solch hoher Herr, der sich für die Menschheit aufopfert und die Liebenswürdigkeit selbst ist, in München und Tegernsee und in ganz

Baiern wie im Auslande die innigste Verehrung und Liebe genießt, und daß mein Freund Dr. Suppe singt: „Der Herzog ist ein edler Herr, und was mich freut an ihm so sehr, er fühlt ein herzliches Erbarmen mit Kranken, Siechen, Armen. Wie's steht im heiligen Gedicht (Psalm 1) ‚Und seine Blätter welken nicht', das möge sich nach Gottes Willen an Ihm und Seinem Haus erfüllen."

Zurückgekehrt aus der Sommerfrische, sandte ich dem Herzog die letzten Bände der „Cornelia", wofür er mir in freundlichen Worten danken ließ.

---

20. Kapitel.

Abschied vom Schulamt.

Als ich von meiner Urlaubsreise aus dem lieben Baierlande zurückgekehrt war und mein Ohrenübel sich eher verschlimmert als gebessert hatte — man sagte mir, ich hätte eher auf den Rigi gehen sollen als nach Tegernsee —, entschloß ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Niederlegung meines Schulamtes. Wenn man seinen Beruf lieb gehabt, wenn man nicht gedacht wie der alte Römer: Dei oderunt quem paedagogum fecerunt, sondern mit dem Dichter gerufen hat: „Lehrerstand! Heilger, edelster aller Stände"; wenn man den Beruf nicht bloß als zu melkende Kuh, sondern als Kern und Stern seines Lebens angesehen und Freude und Glück in ihm gefunden hat — so fällt einem das Scheiden recht schwer. Die Mutter hatte recht, die mir nach meinem Scheiden vom Schulamte zurief: „Aber lieber Herr Doktor, wie werden Sie es nur fertig bringen, nicht mehr mit der Kinderwelt zu verkehren!" Doch Scheiden und Meiden steht nun eben als Motto über dem Lebenslaufe der Menschen. Eine tiefe Wehmut ergriff mich, als ich der lieben Schule, an welcher ich über ein Vierteljahrhundert gesäet und ge-

pflanzt hatte, den Rücken wenden mußte, und noch einmal zogen die Bilder meiner fünfzigjährigen Lehrerwirksamkeit an meinem Geiste vorüber und riefen mir Kellners Wort ins Gedächtnis: Der Beruf des Lehrers hat eine dreifache Palme, sie entsproßt aus dem Glauben an die Heiligkeit seiner Aufgabe, aus der Liebe, die ihm in den Kinderherzen entgegen leuchtet, und aus der Hoffnung, daß auf den Geist Gesäetes unverweslich ist. Ich gedachte nun an die vielen Tausende, die ich, um mit Jean Paul zu reden, als Wandelsternchen an meinem Laufband gehalten hatte; ich erinnerte mich der Schwachen, die mich als Arzt verlangten und meine Geduld prüften, der Talentvollen, die wie Bäumchen in Blütenfülle vor mir standen; der Musterhaften, die mir die Stunden würzten und versüßten; der Leichtsinnigen und Trägen, die mir manchmal das Blut nach dem Kopfe trieben, aber mich auch anregten, immer neue Mittel gegen ihre Fehler zu suchen und so meine pädagogische Tüchtigkeit förderten. Auch gedachte ich mit einem Seufzer an die Strafen, die ich verhängen mußte, und wenn auch das Heer der Kopfnüsse, Rutenschläge ꝛc. des bekannten Schulmeisters Häuberle in meiner Erinnerung nicht auftauchte, wenn ich mich nie oder selten vom Zorn einnehmen ließ, gedenkend an des alten Römers Wort: Impedit ira animum ne possit cernere verum — so fiel mir doch das Wort eines berühmten Pädagogen schwer aufs Herz: „Drei Viertel der Strafen, welche die Lehrer austeilen, haben sie selbst verdient." Aber der griechische Weise Menander tröstete mich auch wieder mit seinem Ausspruch: „Wer nicht kasteit wird, wird auch nicht erzogen." Dem Himmel Dank! Aus dem ganzen halben Jahrhundert meines Wirkens stehen ganz wenige oder keine schweren Strafprozesse als trübe Erinnerungen in meinem Gedächtnis. Jean Paul sagt: „Strafen! Kaum will mir dieses unkindliche Wort aus der Feder; Schmerzen oder Nachwehen möcht ich lieber schreiben. Strafe falle nur auf das schuldige Bewußtsein — und Kinder haben anfangs wie Tiere nur ein unschuldiges. Sie sollten gleich Fixsternen nie zittern und die Erde müßte wie auf einem Stern ihnen nur leuchtend erscheinen, nie erdfarbig schwarz." Wenn

ich mich auch dieser poesievollen pädagogischen Anschauung Jean Pauls nicht ganz und gar anschließen kann, so ist mirs doch ein süßes Gefühl, mich nicht als Peiniger der Jugend zu wissen. Wohl aber sehe ich noch im Geiste die lieben freundlichen Unschuldsaugen, die mich immer ergötzt, über manche trübe Erfahrung im Leben hinweggehoben und mit der argen Welt immer wieder ausgesöhnt haben; sehe das Wachsen der kleinen Geister, die Entwickelung ihrer Fertigkeit, die Ernten ihres Fleißes, und jedes Schulkind, das mir vor die Augen tritt, weckt eine wehmütige Freude in mir.

Aber wenn man aus einem liebgewordenen Amte scheidet, ist es nicht bloß Trauer und Wehmut, die sich ins Herz einschleicht, man wird auch zu einer scharfen Selbstprüfung gedrängt. Wenn ein gewissenhafter Lehrer sich jeden Tag und jede Woche fragen muß, ob er das Rechte getroffen in der Behandlung der verschiedenen Fälle des Kinderlebens, ob er dem Unterrichte Leben verliehen und ob er in Hinsicht auf die Pflege ein wahrer Vater und Seelsorger gewesen ist — so wird eine solche Prüfung nach 50jähriger Lehrerarbeit zu einer wahren Herzenspflicht. Von all den pädagogischen Thaten, von denen ich als junger Mann träumte, ist nur ein kleiner Theil zur Ausführung gekommen; manches habe ich als frommen Wunsch in nebelgrauer Ferne müssen stehen lassen, und was ich ausgeführt habe, hat doch das mir vorgeschwebte Ideal nie ganz erreicht. Ich will deshalb gern beichten und gestehen, daß ich — wie ich schon einmal erwähnt — unter anderm eins meiner Lieblingsideale, alle Kinder in der Klasse gleichmäßig zum Ziel zu bringen, nie vollständig erreicht habe. Einige Nachzügler, die das Schicksal des Sitzenbleibens traf, gab es fast immer, wenn auch nur zwei oder drei. Wenn ich ferner auch auf strenge Ordnung und Pünktlichkeit gehalten habe, die Energie und Konsequenz (Haupttugenden für Mädchenlehrer) nie aus den Augen verlor, so habe ich es doch nie bis zum Automaten-Mechanismus oder bis zum unverrückbaren Ablauf eines Uhrwerkes gebracht, auch nie bringen wollen. Kinder ohne Leben sind mir stets etwas Unnatürliches und Verhaßtes

gewesen. Mein Wahlspruch ist überhaupt immer der gewesen: „Bei allem Thun und Trachten sollst du des Kleinsten achten; doch vor dem Kleinlichen nimm dich in acht, das statt zum Meister zum Pedanten macht.“

Oft habe ich, wenn es galt Ärger zu überwinden, mich nicht genug im Zaume gehalten; ich kam mitunter schnell zum Brennen, und daß einmal in der Übereilung ein Kläpschen auf einen Unschuldigen fiel, bedauere ich noch heute, wenn es auch nach der Aufklärung und Tröstung bald verschmerzt wurde. Wohl heißt es bei jedem Lehrer: demütig sein! aber mein Hochgefühl bei meiner Selbstprüfung ruht in dem Bewußtsein, in drei Hauslehrerjahren und 47 Schuldienstjahren unermüdlich und mit Aufopferung an den jungen Seelen gearbeitet zu haben und zwar so, daß ich vor meinem Gewissen sagen kann: „Nicht einmal habe ich mit Wissen und Willen eine Pflicht übertreten!“

Und dieses gute Gewissen, mit dem ich die Schulthüre stets hinter mir geschlossen habe, ist auch mein bester Tröster gewesen bei allen Zurücksetzungen, Anfeindungen, Niederlagen und unangenehmen Schicksalen, und es mußte mich auch bei meinem Scheiden vom Amte halten wie ein guter Genius. Zwar erfreuten mich aus den Kreisen lieber Freunde viele Zeichen der Teilnahme und Anerkennung, selbst mein erster Schüler aus dem Jahre 1838 schrieb mir einen Brief, der mich tief rührte. Mein lieber Freund Franz Wönig schrieb ein Lebensbild meiner Wenigkeit, das mir viel zu viel Ehre und Liebe anthat, und der Kommerzienrat Preibisch, Sohn meines unvergeßlichen Freundes, hatte mein Vaterhaus photographisch aufnehmen und mit einem geschmackvollen Rahmen zieren lassen und überreichte mir dasselbe mit vielen herzlichen Glückwünschen. Oft stehe ich vor dem Bilde, versetze mich im Geiste in jedes Plätzchen des Vaterhauses und träume den seligen Traum meiner Kindheit. Aber eine meiner Hoffnungen, auf deren Erfüllung ich selbst dann noch rechnete, wenn alle äußere Ehre und Anerkennung für mich verloren wäre, fiel ab von meinem Lebensbaume wie ein dürres Blatt; es war die auf eine günstige Pension. Dieselbe betrug, da man mir die

in die öffentlichen Schuljahre hineinfallenden vier Privatschuljahre abrechnete, nicht viel über die Hälfte meines letzten Gehaltes. Beklagen konnte ich mich aber nicht, ich war ja nach dem Buchstaben des Gesetzes behandelt worden. Bei mancherlei andern Zurücksetzungen sagte ich mir übrigens: Wenn man ohne Schuld zurückgesetzt wird und sich den Schild der Ehrenhaftigkeit und den guten Ruf bis ins kleinste fleckenlos erhalten hat, so steigert sich unter allen Umständen das Selbstgefühl und das ist auch ein Lohn, der niemals verloren geht. Ich schied aus dem Schulamte zwar mit geknickten Hoffnungen, aber erhobenen Hauptes. Meine Gedanken und Tröstungen waren die des Dichters:

Auf Anerkennung, Dank, o Bester, rechne nicht;
Das süßeste Gefühl ist treu erfüllte Pflicht.
Du magst ja freuen dich, wenn man dein Wirken ehrt,
Wenn Schülerdank dafür dir reichlich wird beschert,
Wenn Vorgesetztenlob dir möchte mit beleben
Die Lust zum Weitergehn, den Mut zum Vorwärtsstreben;
Doch bleibt auch beider Dank dir aus, bleib unverzagt,
Wenn dir ein süßes Wort dein gut Gewissen sagt!
Laß sinken nicht die Hand, sie nicht im Schoße ruhn,
Nein, auf dich selbst gestellt, setz' fort dein edles Thun!
Den wahrhaft braven Mann wird Ungunst nimmer biegen;
Sein erstes, letztes ist: sich selber zu genügen.

---

21. Kapitel.

Abschied von den Kollegen.

„Im Geiste und in der Liebe bleiben wir eins.“
Polack.

Nachdem ich mich mit dem Gedanken bereits ausgesöhnt hatte, daß verschiedene Ehren und Auszeichnungen, die andern Leuten, wenn sie auf eine lange verdienstvolle Wirksamkeit zurückblicken, reichlich in den Schoß fallen, bei mir ausblieben, wurde mir eine Überraschung zu teil, die mich geradezu wie ein deus ex machina traf. Der Direktor unsrer Schule schickte eines Tages

zu mir und ließ mich bitten, um 11 Uhr zu ihm zu kommen. Ich ahnte, daß ich für einen Kollegen vikarieren oder irgend einen Dienst für die Schule übernehmen sollte. In dieser Voraussetzung eilte ich in mein altes liebes Heim, in dem ich die Lämmer so manches Jahr geweidet hatte. Wie war ich aber erstaunt, als ich daselbst die Herren: Schulrat Hempel, Stadtrat Walther und das ganze Lehrerkollegium fand. Da ich auf einen solchen Aktus, wie er nun vor sich gehen sollte, nicht im geringsten gefaßt war und auch kein hochzeitliches Kleid, sondern nur meinen grauen Alltagsrock an hatte, kam ich mir vor wie ein armer Sünder, über den man Gericht halten will. Die Beklemmung verwandelte sich aber schnell in freudige Rührung. Mein hochgeehrter Gönner, Herr Schulrat Hempel, betrat die Rednerbühne und hielt eine kurze Ansprache an mich, die mich tief im Herzen berührte und mir gleichsam einen Spiegel meines pädagogischen Lebens und Strebens vorführte. Mit einfachen, schlichten Worten hob der Redner alle die Seiten hervor, in denen meine ganze pädagogische Arbeit gipfelte, und nach manchem anerkennenden freundlichen Worte überreichte er mir das Verdienstkreuz des Civilverdienstordens. Gänzlich unvorbereitet auf einen solchen mich auszeichnenden Akt sprach ich meinen Dank mit wenig Worten, wie sie der Augenblick mir eingab, aus und erklärte zugleich, daß, wenn ich auch geschieden wäre aus diesem Jugendtempel, mein Herz doch immer hier unter der lieben Kinderwelt und den trefflichen Kollegen sein würde. Die Ehre und Auszeichnung, die mir vom hohen Ministerium gewährt worden war, nahm ich dankend an; sie wurde aber insofern verhängnisvoll für mich, als ich in den Augen der Leute zum Ritter emporstieg und diese optische Täuschung fortwährend aufklären mußte, da ich mich nicht mit falschem Schein brüsten wollte.

Doch der Tag sollte mir in meinem otium cum dignitate zu einem wahren Stern werden. Mein liebes Kollegium lud mich zu einem Abschiedsabend im „Italienischen Garten“ ein. Wie manches Kollegium hatte ich in den 47 Jahren meiner (öffentlichen) Schulwirksamkeit mein eigen genannt und lieb gewonnen, aber

in keinem hatte ich so festen Fuß gefaßt, in keinem hatte ich mich so glücklich gefühlt, wie in dem der 4. Bürgerschule. Es ging ein Geist frischen Strebens durch das Ganze und der Kranz der Liebe und Teilnahme für einander wurde nie zerrissen. Kein Wunder, daß man aus solchem Kreise mit tiefer Wehmut scheidet. Und nur aus diesem Grunde lehnte ich eine Verabschiedung vor Eltern und Kindern ab, die meine Thränen doch nicht verstanden und sie am Ende gar falsch gedeutet hätten. Die geschlossene private Abschiedsfeier aber nahm ich an. Fast sämtliche Kollegen hatten sich dazu eingefunden. Nachdem Direktor Dr. Zimmermann die Zusammenkunft in seiner bekannten herzlichen Weise eröffnet hatte, wurde mir so manches freundliche Wort als Abschiedsgabe gereicht. Herr Oberlehrer W e r n e r, der erfahrne und praktische Naturwissenschaftslehrer, setzte mit köstlichem Humor auseinander, wie die Pilze im ganzen Naturhaushalte eine so hervorragende Rolle spielten, daß man fast fragen könne: Wo sind die Pilze nicht, oder auch bei jeder Naturerscheinung: Wo ist der Pilz? Nachdem er ihre Funktionen und ebenso ihre Plage und Gefährlichkeit recht überzeugend geschildert hatte, kam er zu der speciellen Sorte (meiner Wenigkeit), die er nun als Ausnahme in Schutz nahm und an die er schmeichelhafte Worte der Anerkennung für mich knüpfte. Kollege Dr. H u m m e l ließ meine Schriften die Revue passieren und benutzte jede zu einem Orakel über meine Wirksamkeit. Sein Toast war ebenso geistreich wie humoristisch. Es folgten dann noch eine ganze Anzahl Trinksprüche (mein lieber Freund W ö n i g gedachte in herzlicher Weise auch meiner Familie), die mich in ein wahrhaft bengalisches Licht rückten, so daß ich zuletzt bitten mußte, mich aus dem Mittelpunkt des Abends herauszulassen und die Weihrauchkapsel zu schließen, daß mir nicht zuletzt um meine Bescheidenheit ganz bange werden müsse. Der ganze Abend war einer der schönsten, die ich je unter Kollegen verlebt habe, und er trug besonders dazu bei, daß ich ohne die geringste Bitterkeit, ohne Ärger über zerstörte Hoffnungen im Ruhestande blieb. Freilich beschleicht mich von Zeit zu Zeit ein gewisses Heimweh, das sich besonders dann recht tief regt, wenn

Schülerinnen (was ja oft geschieht) wie in früherer Zeit in kindlicher Freude mir die Hand reichen und mir ihre Anhänglichkeit in zärtlicher Weise ausdrücken. Daß ich durch dieses Scheiden aus meinem lieben Kollegium, nicht aus der Lehrergemeinschaft und aus dem Schulleben ganz heraustrat, brauche ich wohl kaum anzudeuten. Jede pädagogische Strömung, jedes Schulereignis interessiert mich nach wie vor und in Vereinen und Konferenzen werde ich immer in innigem Verkehr mit der Lehrerwelt bleiben und mich an demselben erheben und erfrischen. Daß mein Leben der Jugend geweiht bleibt, davon zeugt außer meiner „Cornelia" auch ein Toast, den ich in einer Bezirksschulkonferenz vortrug und der das Kapitel schließen mag:

„Laßt uns unsern Kindern leben!"
Rief ein edler Menschenfreund,
Und sein Wort durchdrang die Herzen,
War's doch treu und gut gemeint.

Nicht nur an des Hauses Pforten
Solls mit goldnen Lettern stehn,
Auch die Fahnen mögen's tragen,
Die von unsern Tempeln weh'n.

Unser ganzes Sinnen, Denken,
Bleib den Kindern zugewandt,
Wenn das Aug' auf ihnen ruhet,
Schau'n wir ins gelobte Land.

Schauen sie als feste Säulen
Einer neuen, bessern Welt
Und als unsrer Arbeit Zeugen,
Uns zum Denkmal hingestellt.

Sind auch ihre Engelsflügel
Oft verletzt vom Erdenstaub,
Fällt manch gutes Samenkörnlein
Ihrem leichten Sinn zum Raub,

Weckt doch immer neue Hoffnung
Ihres Auges lichter Strahl,
Dessen Zauber uns erhebet
Über alle Müh' und Qual.

Wollen drum sie nicht vergessen
Heut' beim frohen Augenblick,
Und für sie recht heiß erflehen
Von dem Himmel reiches Glück.

Alle, selbst die wilden Rangen,
Schließ ich in den Trinkspruch ein,
Und es soll, was sie verbrochen,
Ihnen heut verziehen sein.

Allen, allen möge lachen
Lauter Licht und Sonnenschein!
Unsre Kinder sollen leben,
Laßt dies Glas uns ihnen weih'n!

---

22. Kapitel.

Heitere Erinnerungen

oder wofür ich mitunter gehalten worden bin.

Es ist wohl sicher anzunehmen, daß es keinem Menschen ganz gleich ist, welche Meinung die Welt von ihm hat, wenn man sich auch über manches Urteil — namentlich über das der Thoren und Narren — hinwegsetzen muß und sein ganzes Thun und Treiben durchaus nicht von der Frage abhängig machen darf: „Was werden die Leute dazu sagen?" Recht hat ja leider der Dichter, wenn er sagt: „Was von so vielen als reines Gemüt, als Tugend geschätzt wird, ist nur Katzengold; Furcht vor der Meinung der Welt." Aber immerhin gehört eine gute Meinung, ein guter Ruf zu den erstrebenswertesten Gütern des Lebens, und es ist gewiß sehr thöricht, ihn mit Füßen zu treten, wie es leider nur zu oft geschieht. Abgesehen aber von der verschiedenen Meinung, die Menschen über die Verhältnisse und den Charakter anderer haben, wird man auch oft persönlich ganz verkannt oder für etwas anderes gehalten als man ist, was wohl manchmal schmeichelhaft, mitunter aber auch sehr unangenehm sein kann.

Wenn ich jetzt nun zu meiner Wenigkeit komme, so will ich von den Verwechselungen mit ganzen und halben Namensvettern, von den mir fälschlich beigelegten Prädikaten (Direktor, Professor, Inspektor, Schulrat ꝛc.) hier nicht reden, nur einige Fälle will ich erwähnen, in denen ich für etwas ganz anderes gehalten wurde, als ich bin. In einem kleinen Städtchen, wo ich mich eine Zeit lang aufhielt, kam in einer viel besuchten Restauration die alte Mutter des Restaurateurs zu mir und sagte: „Ach, Herr Doktor, zu Ihnen habe ich rechtes Vertrauen, ich möchte gern mit einer Bitte zu Ihnen kommen.“ „Nun, wenn ich sie erfüllen kann, solls mich freuen; sagen Sie mir dieselbe!“ „Nun sehen Sie, ich habe so kranke Augen; kein Mensch kann mir helfen, ich bitte Sie, sich meiner anzunehmen!“ „Das thut mir herzlich leid, gute Frau; da kann ich Ihnen nicht dienen; ich praktiziere nicht als Arzt, ich bin Lehrer.“ „Ach so, da sind Sie wohl kein richtiger Doktor, Sie lassen sich bloß so nennen; das ist etwas anderes!“ In der Messe gehe ich vor einer Bude vorbei, da schreit ein Mann heraus: „Ach lieber Herr Doktor! Sie kommen wie gerufen!“ Ich glaubte, daß ich etwas kaufen sollte von seiner Eisenware. Er fuhr aber gleich fort: „Denken Sie nur, diese Nacht ist mein Bruch so fürchterlich herausgetreten, können Sie mir nicht helfen?“ Auch er war betroffen darüber, daß ich kein Arzt war. „Lieber Doktor, kommen Sie nur schnell zu meinem Kinde, das stirbt mir, kommen Sie und helfen Sie!“ rief mir eine Frau zu. Wenn es mir jemals leid gethan hat, nicht der zu sein, für den man mich hielt, so war es in diesem Falle, wo ich so gern das Mutterherz beruhigt hätte. Immer habe ich indes die besten Ratschläge und Tröstungen zu geben versucht. Einmal aber habe ich den Arzt, für den man mich hielt, auch wirklich gespielt. In einer Restauration hustete der Kellner so gefährlich und war so heiser, daß ich das größte Mitleid mit ihm empfand. „Haben Sie nichts gethan zur Heilung?“ frug ich. „O ja, ich habe auch eingenommen, aber es hat nicht geholfen, ach, wenn Sie mir helfen könnten, wie dankbar wollte ich Ihnen sein!“ flüsterte er. „Wollen Sie gesund werden“, fuhr ich nun

fort, „so hören Sie, was ich Ihnen vorschreibe. Sie trinken jeden Morgen ein Glas heißes Wasser gleich nach dem Aufstehen und jeden Abend ebenso. Aber wohlgemerkt, tagelang ohne Unterbrechung setzen Sie die Kur fort. In 8—10 Tagen werde ich kommen und sehen, wie es Ihnen geht.“ Nach acht Tagen ging ich wieder hin und der Kellner kam mir heiter entgegen mit den Worten: „Ich bin nicht mehr heiser; ich kann schreien, singen, wie ich will und kann Ihnen nicht genug dankbar sein.“ Sein Lächeln bewies mir aber, daß er es jetzt wußte, wer ihm geholfen hatte. Als ich in einer Kirche, die keinen Prediger hatte, als Student gepredigt hatte, waren meine Worte einem Zuhörer so ins Herz gegangen, daß er meinem Freunde, der mich in das Dorf begleitet hatte, sagte: „Diesen Pastor müssen wir haben, sagen Sie ihm nur, er soll sich gleich zu der Stelle melden.“ Er bedauerte es, als er hörte, daß ich kein Pastor und nur ein Student sei. Ein ander Mal wurde ich sogar für einen katholischen Geistlichen gehalten. Ich besichtigte mit zwei Freunden die Kapelle eines Berges im Riesengebirge und sprach darin einige lateinische Worte, weil der Klang in dem Raume ein ganz besonders schöner war. Der Führer hatte die lateinische kurze Rede gehört und wahrscheinlich bei der Rückkehr dem Wirt berichtet. Nach einiger Zeit wurden wir gebeten, zur Tafel zu kommen und fanden ein lukullisches Essen vor. Als mein Freund, der die Kasse führte, bezahlen will, wird entschieden nichts genommen. Man hatte mich für einen katholischen Pfarrer gehalten und der Führer hatte zu dem einen meiner Freunde, der ihn bei seiner Einbildung ließ, gesagt: „Ja, der Herr Wirt ist ein besonderer Freund der Geistlichen!“ Eines Tages sitze ich in einer Gesellschaft und werde plötzlich von einem Herrn gefragt: „Wieviel Rebhühner haben Sie dieses Jahr geschossen?“ Ich bedeutete ihm, daß ich bloß mitunter einen Bock schösse, nie aber Rebhühner. Als er hörte, wer ich war, rief er lachend: „Nun, ich hätte tausend Thaler gewettet, daß Sie der Oberförster S. aus R. seien.“ Manchmal freilich war mir die Verkennung nicht sehr angenehm. Als ich in Elsterberg, wo gerade Schießen war, einen Freund

besuchte, trat ich auf einem Gange durch dies Städtchen bei einem Kaufmann ein, um eine Kleinigkeit zu kaufen. „Nun, wie sind Sie mit Ihrem Geschäft und mit der Einnahme zufrieden?“ fragte er mich, und als ich mich über diese Frage wunderte, meinte er, „nun Sie haben doch eine Bude auf dem Schießplatz, in welcher Sie Taschenspielereien ausführen, da meine ich, ob Sie immer viel Zuspruch vom Publikum haben.“ Als ich ihn aufklärte, bat er mich tausendmal um Verzeihung. Als ich in der Schweiz einen breitkrämpigen Hut trug, wurde ich mitunter mit eigentümlichen Blicken angesehen, und ein Vorübergehender in Luzern sagte sogar, auf mich deutend: „das ist einer.“ Später erfuhr ich, daß man mich wahrscheinlich wegen des Hutes und meines Besuches der Kirchen — für einen Jesuiten hielt. Schmeichelhafter dagegen war mirs, als mich ein Wirt in Blankenburg für einen alten Oberst hielt und mir die größten Aufmerksamkeiten erwies. Meine Wenigkeit hat aber auch andern Leuten zu schaffen gemacht. Ein Postsekretär hatte große Ähnlichkeit mit mir, und so geschah es denn, daß er stets für mich gehalten wurde, daß man ihm Artikel für die „Cornelia“ anbot, über pädagogische Angelegenheiten befragte, oder wohl auch zu dem und jenem gratulierte. Da er die ewigen Verwechselungen zuletzt satt bekam, sagte er gleich, wenn jemand, den er nicht kannte, ihn mit Blicken verfolgte, oder sich ihm näherte: „Ich bin nicht der Dr. P.“, worauf in der Regel die Antwort kam: „So? ich dachte Sie wären es!“ Und hieran will ich kurz anfügen, was ich in meinem Leben außer einem Lehrer gewesen bin und habe thun müssen. In meiner Jugend mußte ich die Kühe hüten, Sonntags die Klarinette zum Tanze blasen, Spulen und Weben lernen, später Organistendienste verrichten, in Konzerten mitwirken, den Deklamator machen, als Kommunalgardist dienen, als Reisender für eine Buchhandlung auftreten ꝛc. Genug! Nimm dieses Kapitel nicht übel, lieber Leser; die nächsten Kapitel kehren zum Ernst zurück.

23. Kapitel.

Zwei Jubiläen.

Wir leben im Zeitalter der Jubiläumssucht. Wenn man früher nur 50jährige oder 25jährige Jubiläen feierte, so begeht man jetzt schon 40=, 30=, ja 10jährige Jubelfeste. Das ist wahrlich des Guten zu viel. Es ist wie mit den Jubeljahren der Päpste, die erst aller 100 Jahre, später aller 50 Jahre und endlich aller 10 Jahre gefeiert wurden. Deswegen achtet man auch jetzt weniger auf die Jubiläen und aus diesem Grunde haben meine lieben Kollegen, die Herren Redakteure, mit wenig Ausnahme das Jubiläum meiner „Cornelia" gänzlich tot zu schweigen gesucht. Wenn aber in unsrer Journalflutzeit es viele Eintagsfliegen unter den Zeitungen giebt, wenn unter den bis jetzt erschienenen Familienerziehungsblättern nicht eins war, welches 50 Bände vollendet hätte, und wenn die Gründung und Leitung eines Blattes wahrlich kein Kinderspiel ist, sondern viel Aufopferung verlangt, so mußte ich doch mit freudigem Stolze den Tag, an welchem meine „Cornelia" auf ein Vierteljahrhundert stiller Einkehr in der deutschen Familie zurückblickte, rot im Kalender zeichnen. Wohl so mancher hatte ihr nur ein kurzes Leben prophezeit und Meinungen und Behauptungen wie die folgenden mußte ich oft genug hören: „Die Leute wollen nichts Pädagogisches lesen, sie lesen lieber Klatschblätter, Modeblätter, Romanzeitungen, Anekdoten= und Witzblätter oder Journale für Hunde=, Hühner= und andere Zucht; — über alles lassen sich die Leute belehren, nur nicht über die Erziehung ihrer lieben Sprossen, eine Blumenzuchtzeitung interessiert sie mehr als eine Kinderzuchtzeitung; — Väter und Mütter haben mehr zu thun, als zu lesen; — es liegen so schon genug Blätter auf den Familientischen, für die „Cornelia" ist da kein Plätzchen mehr frei; — über die Erziehung ist kein Wort zu verlieren, sie ruht im Stocke, der ist der beste Erzieher; — nach einem Buche kann man seine Kinder doch nicht erziehen und

was so eine Zeitschrift will, das weiß man ja längst; — je mehr über die Erziehung geschrieben wird, desto mehr verschlechtert sie sich; — Lehrer und Geistliche haben oft die ungeratensten Kinder!" Solche und ähnliche Worte, die freilich sehr leicht zu widerlegen oder als sehr gewagte oberflächliche Behauptungen zu bezeichnen sind, traten in allen Kreisen auf, und so war es kein Wunder, daß man auf diese neue, bei der Gründung fast einzig dastehende Elternzeitung wenig Hoffnungen setzte. Aber wie manches Kindlein, dem man keine rechte Lebensfähigkeit zutraut und das doch sich frisch und gedeihlich entwickelt, so wuchs auch die „Cornelia" empor und bürgerte sich in dem deutschen Hause so ein, daß es ihr vergönnt war, im Silberkranze vor ihre Freunde zu treten.

Als sie im stattlichen Kleide, das ihr die Spamersche Verlagshandlung als Pflegemutter angelegt hatte, zum 50sten Male ihre Wanderung in die Welt antrat, gab ihr mein lieber Freund Franz Wönig, der sie seit vielen Jahren ins Herz geschlossen hatte, einen Geleitsbrief durch ein Lebensbild des Redakteurs mit und der bekannte, allbeliebte Dichter Friedrich Stork widmete der Jubilarin ein rührendes Gedicht. Auch von den Seiten anderer Freunde wurde ihr gratuliert und einige Blätter zeichneten sie durch freundliche Worte aus. Wenn ich nun als Mitjubilar auf die 25jährige Laufbahn meines Werkes zurückblicke, so empfand ich so recht die Wahrheit des Schillerschen Wortes: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu teil." Denn in die Gefühle meiner Freude und meines Dankes fielen auch manche Wehmutstropfen hinein, die ich aber weiter unten erst erwähnen will. Freude, innige Freude durchströmte mich, wenn ich daran dachte, daß die „Cornelia" im In- und Auslande warme Freunde sich errungen, daß bewährte Pädagogen und Ärzte ihr für geringes Honorar wahre Perlen ihres Geistes geopfert, an denen ich mich selbst wieder und wieder erfrischte. Wenn leider von den verdienstvollen Männern, die Patenstelle bei der „Cornelia" vertraten und sie zu fördern suchten, nur noch einer übrig war (der hochverdiente und in jeder Weise liebenswürdige Herr Prof. Dr. Masius), so hatte ich anderenteils eine

Anzahl neuer Freunde und Mitarbeiter an meiner Seite, zu welchen auch meine beiden Söhne gehörten, die gern an dem Lieblingswerke ihres Vaters mit Hand anlegten. Freude erfüllte mein Herz, wenn ich ferner an die vielen Züge der innigsten Teilnahme und Anerkennung dachte, die das deutsche Haus hier und da seiner Elternzeitung gegenüber offenbarte, an die Schulen und Vereine, die sich für die ihnen beistehende Hausfreundin lebhaft interessierten, oder daran mich erinnerte, daß die hohen Frauen: die Kaiserin Viktoria von Deutschland, die Königin von Sachsen und die Königin von Rumänien, geruhten, Bände der „Cornelia“ gnädigst anzunehmen und ihnen freundliche Aufmerksamkeit und Einsicht zu schenken.*)

In dieses Freuden- und Dankgefühl mischte sich freilich zuerst die Demut, tiefe Demut; denn das Ideal, welches mir bei der Gründung des Blattes vor Augen stand, ist nur zum Teil erreicht worden. Ein Blatt wollte ich schaffen, das auf jedem Elterntische liegen sollte, das als Ratgeber für alle Erzieher in der Hütte, wie im Palast wirken, das als Kinderadvokat die Jugend in Schutz nehmen und die Unschuld vor jedem Frevel, jeder Verwahrlosung bewahren; das Natürlichkeit und Einfachheit predigen, Rezepte für Unarten und Gebrechen aufstellen, in musterhaften Lebensbildern den Erziehern Spiegel vorhalten; das eine echt deutsch-nationale Erziehung besonders durch die Mütter anbahnen, Haus und Schule aufs engste miteinander verbinden und namentlich auch bei allen Kinderkrankheiten sich als behütender und helfender Beistand erweisen sollte. Hinter diesem Ideal ist die Ausführung zurückgeblieben. Teils war es nicht immer möglich, für jede Frage den besten Autor zu finden, teils gelang auch nicht jede Anstrengung zur Hebung und Verbreitung des Blattes

*) Um zu zeigen, wie der Zufall spielt, sei hier folgendes erwähnt. Meine Freunde nannten mich scherzweise den Hauptmann „Cornelius“. Als ich mit Kollegen auf einer Reise eine Kirche besuchte, sagte der Redner in der Einleitung: „Heute muß ich euch den Hauptmann ‚Cornelius‘ vorführen und mich über die häusliche Erziehung verbreiten.“ Die Blicke meiner Freunde kann sich der Leser denken.

und selbst Gegner (namentlich von katholischer Seite, wo man die „Cornelia“ durch die fromme „Monika“ verdrängen wollte) blieben ihm nicht erspart. Und so wurde der Jubiläumstag zum Demutsprediger. Trotzdem aber konnte ich das Jubiläum mit Stolz und einer süßen Genugthuung feiern, wenn ich auf die Arbeiten der 25 Jahre zurückblickte. Manches fruchttragende Samenkörnlein ist ausgestreut, manche Anregung zur Hebung der Erziehung ist gegeben und besonders die Wichtigkeit der Erziehung den Vätern und Müttern ans Herz gelegt worden im Sinne des Dichters, der da sagt: „Groß, erhaben sei euch, ihr Eltern, die Kindererziehung; zweiter Schöpfer des Kind's seid ihr, erzieht ihr es gut“; und Hunderte von Eltern und Erziehern haben der „Cornelia“ mit freudiger Anerkennung gedankt. Rührend geradezu war es, wenn mir ein Vater schrieb: „Ihre ‚Cornelia‘ ist ein Segen für meine Kinder gewesen und sie soll es auch für meine Enkel werden.“ Dabei ist der ideale Geist, mit dem das Blatt im deutschen Volke eingeführt wurde, stets festgehalten worden und es soll und wird ihn auch weiter an der Stirn tragen.

Der bitterste Wehmutstropfen, der in die Jubiläumsfreude fiel, war der Gedanke an die Gleichgültigkeit so vieler Eltern gegen jeden Rat und jede Belehrung, selbst wenn sie von der kompetentesten Seite kommen. Sie haben keine Zeit, keinen Sinn, keine Lust zum Lesen in einer Elternzeitung; das erste beste Wurst- und Schundblatt ist ihnen lieber als eine solche, und viele Frauen halten eine Zeitung, die den Kleiderplunder betrifft, für weit wichtiger als ein Blatt, welches sich über das Gedeihen und Aufblühen und Bewahren ihrer herrlichsten Kleinodien, ihrer Kinder, verbreitet. Statt daß die „Cornelia“ Hundertausende von Lesern haben sollte, wie es ihr schon mancher Abonnent gewünscht hat, sieht sie immer nur ein verhältnismäßig kleines Häuflein von Getreuen um sich, deren Teilnahme ihr aber den Mut giebt, frisch und froh weiter an dem Werke zu bauen. Auch ferner soll und wird sie als Wegweiser dienen für alle Erziehungsbestrebungen, als Lehrerin in den Erziehungswissenschaften, als erzählende Mutter und Pflegerin, als Gehilfin der Schule, als ärztliche

Helferin, als Spielmutter und heil'ge Christbotin (aus den von ihr in 25 Jahren empfohlnen und angezeigten Spielen läßt sich eine Geschichte der Spielsachen schreiben), als Mahnerin und Behüterin bei Gefahren und sie wird namentlich auch weiter allen Feinden der Jugend den Krieg erklären und fest an ihrem Wahlspruch halten, der auch ihr Jubiläumsspruch gewesen ist: Heil unsrer Jugend, Heil dem deutschen Elternhause!

Ein zweites Jubiläum reihte sich an das Cornelia-Jubiläum im Jahre 1890 an. Der Verein zur Unterstützung armer talentvoller Knaben, den ich in Verbindung mit menschenfreundlich gesinnten Männern im Jahre 1865 ins Leben rief, sah auf eine 25jährige Wirksamkeit zurück. Durch die Aufopferung seiner Vorstandsmitglieder, durch die Bemühungen der Herren Dr. Kollmann (†), Dr. Barth und vieler anderer hochgesinnter Männer blühte der Verein zu meiner großen Freude auf und es erwuchsen ihn im Laufe der Zeit Brudervereine in Dresden, Plauen 2c., die sich zum Teil andere Namen gaben, wie z. B. der „Mentor" in Dresden, der „Verein zur Unterstützung befähigter Kinder" in Lindenau 2c. Meine Hoffnung und mein Vertrauen auf die Sache hatte sich also gerechtfertigt, und wir konnten mit großer Befriedigung auf unsern Jubilar blicken. An 1000 Unterstützungen hatte er wohl über 600 Knaben gewährt. Himmel, wieviel Freude hat er damit angerichtet, wieviel Seufzer gestillt, wie viele Talente in die rechten Bahnen geleitet, wieviel treffliche Kräfte zum Segen der Menschheit gefördert. Daher konnte ich in meiner Jubiläumsdenkschrift: „Die Perlen im Staube" mit Recht sagen: „Wenn wir uns am Jubeltage besonders darüber freuen, daß unsre Idee, unser Liebeswerk, das wir vor 25 Jahren begannen, auch auswärts Wurzel geschlagen und Früchte getragen hat, so ist diese Freude besonders auch deshalb so mächtig, weil wir in unsern Vereinen ein einflußreiches Mittel zur Lösung der immer drohender auftretenden socialen Frage erblicken. Wenn der Arme sieht, wie wir teilnehmen an seinem Glück, begabte Kinder zu besitzen und ihm die Sorge für ihre geistige Ausbildung erleichtern, so wäre es ein Wunder, wenn ihn das nicht mit der Welt und

mit den begüterten Ständen aussöhnen sollte. Es dürfte also wohl kaum zu bezweifeln sein, daß die Wirksamkeit unsrer Vereine eine große, kaum zu berechnende Tragweite hat, und daß sie dem Staate wie der Gemeinde in einflußreicher Weise dienen."

Das Jubiläum selbst wurde sehr still, ohne jegliche Feier, ja sogar ohne irgend welche Teilnahme der Brudervereine begangen. Aber ich heimste als Gründer doch einige recht ehrenvolle Anerkennungen ein. Die Gedenkschrift fand eine freundliche Aufnahme bei Sr. Majestät König Albert, Excellenz Minister Dr. v. Gerber, Oberbürgermeister Dr. Georgi und andern hochgestellten Männern, die alle Glück und Segen zu den weitern Bestrebungen des Vereins wünschten. Und so schließe ich den kurzen Hinweis auf diesen fröhlichen Erntetag mit dem Schlußworte meiner Gedenkschrift: „Indem wir allen, die das Werk gefördert und noch fördern, für ihre menschenfreundlichen Opfer innig danken, bitten wir zugleich um weitere Teilnahme und um Erwärmung recht vieler Herzen für unsre Sache, und schließen mit dem Wunsch: Gott schütze und segne unser Werk weiter in der kommenden Zeit und lasse es blühen, wachsen und gedeihen!"

---

24. Kapitel.

Rückblicke, Erfahrungen und Errungenschaften.

Wenn ich nun zum Schluß der Mitteilungen über meine Schulmannsschicksale einen Blick auf die über 50 Jahre zurückliegende Lehrthätigkeit werfe, von denen drei den Hausunterricht, die übrigen dem Schuldienst angehörten, so muß ich sagen, daß mir diese Jahre wie ein Traum entschwunden sind. Aber wenn ich die einzelnen Episoden und Erlebnisse dieser Zeit überblicke, so erscheint sie mir wie eine Ewigkeit. Ich will hier schließlich nur auf einige Strömungen hindeuten, die an mir vorübergingen.

Als ich im Jahre 1838 meine Lehrerwirksamkeit an einem muntern prächtigen Knaben und später an den Kindern eines

Schauspieldirektors begann (wie ich bereits in meinen „Licht- und Schattenbildern" erwähnt habe), hatte ich meine Seminarstudien noch nicht ganz vollendet. Aber ich ging mit ganzer Begeisterung an meine pädagogischen Erstlingswerke und so gelangen sie zu meiner und der Eltern Freude. Ein Hauslehrer hat manchen Vorteil vor dem öffentlichen Lehrer. Er hat seinen Zögling allein, lernt ihn und seine Erziehung genau kennen, hält ihn fortwährend unter Aufsicht und in Übung, kann auch durch verschiedene Veranstaltungen dem Unterricht Interesse und Leben erwecken. Aber das Hauslehrerleben ist auch nicht ohne Schattenseiten. Schlimm ist es, wenn sich die Eltern in den Unterricht mischen und ihre Ansichten dem Lehrer aufdrängen wollen. Ich habe darüber nicht zu klagen gehabt, wohl aber standen Vater und Mutter mir bei und unterstützten meine Befehle und Anordnungen. Leicht kann es geschehen, daß es der Hauslehrer mit Stopfen und Eintrichtern übertreibt und durch solche Treibhauswirtschaft seinem Zögling schadet, wie schon der Dichter sagt: „Überbürdung jedoch verscheucht aus der Seele den Frohsinn, sie ertötet den Geist, wie sie verödet das Herz." Daher habe ich mich vor dem Übermaß im Einpauken (wie es im Volksmund heißt) gehütet und auch immer Abwechselung in die Stunden zu bringen gesucht. Daß ich beim Lesen nach der alten Lautiermethode (nach der Legographologie von Schulz) ging und das Rechnen nach den Grundsätzen und Lehren meines teuren Lehrers Krumbmüller betrieb, der uns namentlich hinsichtlich des langsamen und lückenlosen Fortschreitens goldene Regeln gab, war natürlich. Welcher Umschwung ist seit dieser Zeit im Lesen und Schreiben der Kleinen zu Tage getreten, wieviel Leitfäden, Lehrbücher, Fibeln rc. sind erschienen und wieviel hundert verschiedene Bearbeitungen haben auch die andern Gegenstände erfahren! Mein verstorbner unvergeßlicher Freund Dr. Panitz sagte einstmals bei Einführung eines neuen Lehrers: „Die Theorie ist bis zu einer solchen Höhe emporgeschraubt, daß es jetzt nur gilt, die ausgesprochenen Lehren und Grundsätze und die aufgestellten Methoden im Leben wirklich zu verwerten und praktisch auszuführen." Und wenn ich im Hinblick

auf meine Erfahrungen frage, ob die Methode oder der Lehrer die Hauptsache ist, so muß ich sagen: der Lehrer ists; und wahr bleibt das Wort in Freimuths Fruchtkeimen: „Jede Methode kann gelten, wenn recht sie der Lehrer bemeistert; Kraft macht schlechtere gut, Schwäche die besten oft schlecht.“ Ich habe gute Lehrer gekannt, die mit einer minder guten Methode doch treffliche Resultate erzielten und schlechte, die bei der besten Methode Schiffbruch litten. Die bekannte Vogelsche Methode, die so viele Variationen und Nachahmungen gefunden hat, ist rationell und den Schüler allseitig erfassend und bildend, aber ich kam mit meiner einfachen Lautier- und Schreiblesemethode (nach Schulz, Graser ꝛc.) auch schnell weit und erzielte bei meinem ersten Zögling und in Bischofswerda bei vollen Klassen sehr erfreuliche Resultate. Ich selbst kam als Kind in meiner Dorfschule nach der Lautiermethode in einem Jahre so weit, daß ich in der Bibel lesen konnte. Die hohen Vorzüge und Vorteile unsrer jetzigen Methoden unbestritten, bleibt es doch wahr, daß der Lehrer zu jeder Methode das Beste hinzulegen muß.

So wie die Methoden in den vergangenen fünfzig Jahren sich gebessert haben, so ist auch das ganze pädagogische System, der ganze Geist der Schule ein anderer geworden. Das Auswendiglernen (wie oft habe ich als Kind mit ansehen müssen, daß ein Kind wegen Bibelsprüchen blutig geschlagen wurde) ist beschränkt und damit dem Kindesgeiste eine wahre Tortur abgenommen worden; die mechanische Einpaukerei ist von einer auf psychologischen Grundlagen ruhenden Entwickelung verdrängt; die einzelnen Unterrichtsgegenstände sind zwar stofflich vermehrt, aber dabei lebenskräftig gestaltet; die früher mit Unrecht fehlenden, wie z. B. der Turnunterricht, der Gesundheitsunterricht ꝛc., sind hinzugekommen, der Schwerpunkt der Schule ist mehr nach der Erziehungsseite als nach der Lernseite gerückt; die Disciplin ist gesunder, humaner und konsequenter als in alter Zeit, wo mancher Lehrer den ganzen Tag holzte und wo ein mir bekannter Schulmann bei einem schlechten Streich eines Schülers, der nicht genannt wurde, gleich die ganze Klasse mit dem Stocke abstrafte

und schon mehr Massenprügelei trieb. Freilich findet man aber dabei noch heute Eltern und Lehrer, die eine harte, strenge Erziehung verteidigen, indem sie auf Rückerts Wort hinweisen: „Der Verstand ist im Menschen zu Haus, wie der Funken im Stein; er schlägt nicht von selbst heraus, er will heraus geschlagen sein." Gewachsen ist die Achtung vor der Schule — und das liegt zum großen Teil auch in der höhern und sorgfältigeren Lehrerausbildung — und die Teilnahme für die Schule. Wie man sich jetzt für die Schule als den wichtigsten Faktor für die Volksbildung interessiert, das zeigt sich in Gesprächen mit den Eltern, in den Erziehungsvereinen und andern Versammlungen, in der Presse, in Kirche und Staat. Und viele stimmen Renan vollkommen bei, wenn er sagt: „Die Erziehungsfrage ist für die jetzige Gesellschaft eine Frage des Lebens oder des Todes, eine Frage, von welcher die Zukunft abhängt." Freilich sieht es auch jetzt noch da oder dort nicht recht geheuer aus, es riecht nach Reaktionsluft und der Schulmeister ist nicht mehr der Sieger bei Sadowa, wohl aber der Sündenbock und Prügeljunge für Sünden und Gebrechen der Zeit. Oder man zwackt in wahrhaft jüdischer Weise von Gehalt und Pension, so viel man nur irgend kann, ab und stellt den Lehrer schließlich so, daß er zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel hat, und erinnert sich nicht an Goethes Wort: „Dieser Mensch hat keine guten Gedanken, er hat nichts Ordentliches zu essen." Und was die Geltung des Lehrers anlangt, so ist Diesterwegs bittres Wort leider noch nicht überall widerlegt: „Wer Pferde dressiert oder dressieren läßt, gilt mehr, als wer Kinder lehrt; wer Rekruten exerziert oder auch koujoniert, ist vor einem Lehrer ein angesehener Mann; wer eine äpyptische Inschrift entziffert oder eine versteckte Anspielung in einer Ode des Horaz herausspintisiert, wird mit so viel Tausenden bezahlt, als der Hunderte bekommt, der die Kinder des Volkes im Notwendigsten unterrichtet." Allein das sind Ausnahmen und vorübergehende Erscheinungen, und selbst in den höchsten Regionen wird man jetzt schließlich immer so denken, wie König Ludwig II. von Baiern, der da in einem Erlaß an

den bairischen Volksschullehrerverein sagt: „Ich weiß den mühevollen und segensreichen Beruf des Lehrers zu würdigen und werde dessen eifrige Förderung stets als eine meiner wichtigsten Regentenpflichten ansehen"; oder wie Friedrich II., wenn er den Ausspruch thut: „Ein unterrichtetes Volk läßt sich leicht regieren." Daß man in heutiger Zeit in den trüben Anschauungen von Schule und Lehrer nicht selten zu weit geht, zeigt folgendes. Der Schriftsteller Conrad in München sagt in dem Blatte „Gesellschaft": „Daran erkennt man den Fluch, der auf unsrer Civilisation lastet: sie ist unvermögend, dem Lehrer gerecht zu werden. Wo aber keine Gerechtigkeit für den Lehrer, da ist keine Ehrfurcht vor dem Kinde. Der Lehrer ist der natürlich-religiöse Mann, und ist er wahrhaft berufen und auserwählt zu seinem Amte durch Anlage, Bildung und Herzensneigung, so bleibt er in der heutigen Welt ein Märtyrer sein Leben lang.

Der Lehrer vertritt als Erzieher die Natur, das Gemüt und seine ewigen Rechte; der Priester, das Dogma und die Politik der Kirche. Wie geschrieben steht: Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister. Und der Beste unter ihnen ist ein Märtyrer sein Leben lang.

Der Lehrer halte sich fern von der Politik, so lange Politik nichts ist, als ein Schachergeschäft, als eine Handelsschaft mit Macht von Partei zu Partei, von Stand zu Stand, von Klasse zu Klasse.

Der Lehrer soll mit reinem Kopf, reinem Herzen, reinem Gewissen und reinen Händen in der Schule, diesem wahren Heiligtume, ein- und ausgehen, er soll nichts Unreines an sich haben. Umgeben von seinen Schülern steht er der Gottheit seines Volkes am nächsten und so hoch, daß ihn der mächtigste Priester nicht erreichen kann." Wir überlassen dem Leser das Urteil über diese Worte.

Die Selbständigkeit der Schule ist durch die eingeführte Inspektion durch Männer aus dem Lehrerstande erstarkt und wird durch alle Nörgeleien der ultramontanen Hetzer und Wühler, selbst durch Predigen von den Kanzeln nicht mehr zerstört werden können.

Die Überwachung der Schule ist an manchen Orten in vielen Händen, und ausgedehnter als vielleicht notwendig wäre. Statt des einfachen Lokalschulinspektors der früheren Zeit sind jetzt als Revisoren und Inspektoren thätig: der Bezirksschulinspektor (Kreisschulinspektor), der Lokalschulinspektor, der kirchliche oder Religions-Inspektor (der den Religionsunterricht zu überwachen hat), der Zeicheninspektor, der Turninspektor und der Schularzt als Gesundheitsinspektor ist unterwegs, und an manchen Orten, wie in Leipzig, schon eingeführt. Freilich vermögen sie alle wenig, wenn nicht Einer den Lehrer bewacht und antreibt. Dabei fällt mir das Gespräch zwischen einem Schulinspektor und einem Lehrer ein.*) Lehrer: „Es ist die erste Revision, die ich hier erlebe; in meinem verlornen Winkel gehöre ich wohl zu den Vergessenen!“ Inspektor: „Und doch haben Sie einen guten Schulinspektor immer bei sich gehabt (auf die Brust des Lehrers deutend); den da drinnen, das Gewissen.“ Lehrer: „Ja, den habe ich allerdings bei mir gehabt, wie sollte es sonst aussehen!“ Inspektor: „Die Liebe zum Beruf, die Gewohnheit treuer Pflichterfüllung und der Gedanke an die Rechenschaft droben kann uns allein recht gewissenhaft, unsre Arbeit stetig und erfolgreich machen.“ Daß ich das Wirken der verschiedenen Inspektoren, die es redlich mit der Schule meinen, und mit dem Lehrer arbeiten, statt ihn in peinlicher Weise zu kommandieren, vollkommen anerkenne, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Die Schulhäuser sind jetzt Paläste und selbst die meisten Landschulen zeichnen sich durch freundliche Räume aus. Vor 50 Jahren gab es unter den Schulhäusern noch elende Hütten, die man eher für eine Scheune oder ein Spritzenhaus als für eine Schule halten konnte. Selbst in unserm Leipzig darf man nur an die alte Ratsfreischule denken, wenn man den Fortschritt im Schulhausbau richtig würdigen will.

Und wenn ich die Fortschritte seit 50 Jahren weiter überblicke, da fällt mir auch manches ein, das im Laufe dieser Zeit

*) Siehe Polacks „Brosamen“.

als Mißstand beseitigt worden ist. Weggefallen ist das Einsammeln des Schulgeldes durch den Lehrer, oder durch einen Einnehmer, der in die Schule kam und einkassierte.

In einer Landschule legt ein Schüler dem Lehrer ein verdächtiges Geldstück hin. Dieser besah es und sagte dem Jungen: „Das ist ja nur eine Knopfschale?" Das freche Bürschchen antwortete: „Wenn Sie das nicht nehmen, giebt mein Vater gar nichts!" In Leipzig entspannen sich zwischen dem Einnehmer und den Kindern nicht selten Gespräche, die mir weh thaten. Da hieß es: „Warum hast du schon wieder kein Geld mit?" „Mein Vater schlief, als ich fortging!" „Wecke ihn auf ein andermal! und du, warum hast du heute wieder kein Geld mit?" „Mein Vater hat kein Geld!" „Da mag er sich welches anschaffen! Wenn eure Liederlichkeit so fortgeht, so werdet ihr aus der Schule gestoßen!" Wie peinlich dies für Kinder und Lehrer war, kann man sich denken. Gott sei Dank, daß diese die Schule nicht ehrenden Geldgeschäfte aufgehört haben. Weggefallen sind auch die Umgänge des Lehrers zu Weihnachten und Ostern. Sie haben sich länger als die Reihetische gehalten. Mein Lehrer ging dabei von Haus zu Haus in seiner Schulgemeinde und erhielt wohl mitunter ein Viergroschenstück (für die damalige Zeit ein kleines Kapital), mitunter bloß einen Groschen, oder wohl auch nur einen Sechser und nicht selten — gar nichts. Pfennige oder Dreier schämte man sich doch dem Lehrer zu bieten. Als die Umgänge abgelöst waren, sagte mir mein einstmaliger Lehrer in späterer Zeit: „Etwas Gutes hatte die Einrichtung doch; man kam mit allen Eltern zusammen und konnte manches fruchtbare Samenkörnlein in den Boden der Familien senken. Und die Einnahme war oft gar nicht gering; wir sind bei der Ablösung schlecht weg gekommen." „Ja, mag sein", erwiderte ich ihm, „aber die Würde des Lehrerstandes litt nicht wenig darunter, deshalb war es nicht schade um diese Einrichtung." Verschwunden sind fast überall die allzustarken Klassen. In Bischofswerda hatte ich 120 Kinder in einer Klasse (die nur im Lesen getrennt waren), in der 1. Bürgerschule in Leipzig waren 1859 über 70 Knaben

in meiner sechsten Klasse und über 60 auch noch in späteren Jahren. Jetzt sind die Klassen in Leipzig und andern Orten auf 50 und 40 Zöglinge herabgesetzt. In solchen Riesenklassen ist das Arbeiten und die Seelsorge zweifellos sehr schwer, und die individuelle Pflege an den Kindern fast gleich null.

Eine pädagogische Sünde, ja ein wahrer Frevel an dem Kindesgemüt war die ausgedehnte Fachwirtschaft, die sich nach Art der höheren Schulen in die Volksschule eindrängen wollte. So hatte noch vor einigen Jahrzehnten eine Unterklasse in Leipzig sieben Lehrer und an einer Schule in der Lausitz gab es sogar zwei Lehrer für einen Gegenstand, für das Rechnen, der eine hatte das Kopfrechnen, der andere das schriftliche Rechnen. Nun denke man sich das zarte Kind, das statt des einen Klassenvaters, an dem es mit ganzer Seele hängen wollte, sieben Klassenväter bekam, von denen jeder verschiedene Maximen und eine verschiedene Lehrweise hatte, da konnte nichts Gutes heraus kommen, wenigstens hinsichtlich der Erziehung und fürs Herz des Kindes. Die Schule wurde dadurch zu einer Fabrik herabgedrückt, wo jeder sein Fach unbekümmert um die andern treibt. Daher gehört dem Fachsystem sein Plätzchen in der Rumpelkammer mit Recht. Auch der Mangel an Einheit im Lehrverfahren an größeren Schulen, sowie die verschiedenen Mängel in Lehr- und Stundenplänen (so hatte eine Schule die Religionsstunde nach dem Turnen oder nach einer andern Stunde ꝛc.) sind zum großen Teil verschwunden. Recht erfreulich ist es auch, daß in der Schulbücherbenutzung mehr Einheit erstrebt wird, daß sie interessanter und segensvoller fürs Kind ihrem Inhalte nach sich erweisen, daß die Fratzenbilder haben bessern Illustrationen weichen müssen, daß einzelne Gegenstände, wie z. B. die deutsche Sprache, die Botanik u. a., aus den Fesseln und dem Bann des Systems heraus gekommen sind, und heute fällt es niemanden mehr ein, im Sprachunterricht das Hauptgewicht auf das Deklinieren und Konjugieren (überhaupt auf die Grammatik zu legen, wie es vor 40 Jahren ein Schulinspektor verlangte). Auch wird der Grundsatz: „Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich dann, so du kannst, über die ganze Welt!“

bei den gemeinnützigen Kenntnissen, bei der Heimatskunde, Geographie ꝛc. festgehalten. Auch bei der Verteilung der Klassen an die einzelnen Lehrer ging man einen falschen Weg. Man übergab die unterste Klasse stets dem jüngsten Lehrer. Jetzt — seit vielen Jahren — werden die Elementarklassen mit Fug und Recht ältern und erfahrnen Lehrern anvertraut, da zur Erziehung und zum Unterricht der Kleinsten nicht nur größere Kenntnis der Kinderwelt, sondern auch ein größeres Maß von psychologischer und praktischer Weisheit gehört. Wenn ich nun also behaupte, daß wir es in den 50 Jahren so herrlich weit gebracht, giebt es denn da gar kein Aber? Doch. Vor allen Dingen ist nicht zu leugnen, daß noch immer viel Geschwätz gemacht wird über ganz allgemeine selbstverständliche Dinge, wie: Notwendigkeit der Erziehung, — Wichtigkeit der Erziehung, — Fundamente der Erziehung, — ist das Kind erziehungsfähig? — Konzentration des Unterrichts und andere Dinge, die zum hundertsten und tausendsten Male traktiert und variiert werden. Wahr ist auch, daß bei dem Hinausfegen von Unzuträglichkeiten manches Gute mit hinaus geschoben worden ist. Dazu rechne ich z. B. die Wanderung der Kollegen aus einer Schule in die andere, wobei verschiedene Unterrichtsgegenstände mit den Kindern behandelt und der Kritik unterworfen wurden, oder das Darbieten von Musterlektionen, aus denen ein junger Lehrer mehr als aus zehn Büchern lernen konnte (die letzte habe ich vor einigen Jahrzehnten in einem Saale der 1. Bürgerschule von Direktor Schott gehört, und zwar hielt er eine Stunde in der mathematischen Geographie).

Bedauert, sehr bedauert habe ich auch das Eingehen der Schulfeste (die jetzt wohl nur sehr vereinzelt auftreten), ferner der Kindergottesdienste in den Schulen (diejenigen, welche in der Kirche von Geistlichen abgehalten werden, haben neben ihrem Segen unter Umständen auch Gefahren), die alle Montage gehalten wurden und gewiß, wenn der Redner kindlich und warm sprach und die jungen Gemüter zu erfassen wußte, einen tiefen Eindruck bewirkten. Ich habe davon mehr als einmal Beweise erhalten, besonders in den Jahren, in welchen ich am

Gesamtgymnasium Lehrer war und die Jugendgottesdienste zu leiten hatte.

Aber — und dieses Aber ist bitter — man wirft der heutigen Schule auch vor, daß sie sich durch zu große geistige Anspannung der Kinder an der Gesundheit und Frische derselben versündige; daß sie zu wenig für das Leben vorbilde; daß sie zu viel Wissen in die armen kleinen Köpfe stopfe und die Herzen veröden lasse; daß sie mit den Plagegeistern der Schularbeiten das Kind noch bis ins Haus verfolge; daß sie schuld an den Schulkrankheiten (schwache Augen, krumme Rücken, Blutarmut 2c.) sei; daß sie konfessionslosen Unterricht erteile und die Kinder der Kirche entfremde; daß sie überhaupt noch nicht genug moralischen Einfluß ausübe, und daß ihr Wirken die Kinder wohl klüger aber nicht besser mache, wobei man an das alte, nicht ganz unwahre Wort nicht denken will: „Die Schlechtigkeit in einer Person ist Dummheit, und die Dummheit ist Schlechtigkeit." Endlich klagt man hier und da auch über das Verbauern und Versauern der Lehrer. Wieviel Wahres an solchen Klagen über Schule und Lehrer ist, das soll hier nicht erörtert werden; die Weltgeschichte ist auch für die Schule das Weltgericht. Nicht leugnen will ich aber, daß ich bei meinen Betrachtungen der heutigen Erziehung oft wie Lichtenberg gedacht habe: „Die allzu sorgfältige und geschraubte Erziehung liefert nichts als Zwergobst." Daß aber freilich viele solche Vorwürfe, die man der Schule macht, höchst ungerecht sind und nur von Nörgelsucht und Mangel an Verständnis ausgehen, braucht kaum gesagt zu werden.

Genug von der Schule im allgemeinen! Wenn ich den Blick jetzt wieder auf mein eignes Schulleben richte, so fallen mir auch verschiedene Gäste ein, die bei mir zuhörten. Ein Hospes kann dem Lehrer angenehm oder unangenehm, erwünscht oder gefürchtet sein. Ganz gleichgültig wird der Hospes, er mag nun als ein Vorgesetzter oder Kollege oder als Freund der Schule auftreten, niemand sein. Diesterweg sagt: „Wenn ich einen Zuhörer habe, bin ich sofort nicht mehr derselbe, der ich bin, wenn ich mit den Schülern allein Stunde halte." Was ist von einem

Hospes zu verlangen, wenn er dem Lehrer nicht lästig sein soll? Daß er Interesse mitbringt für Schule und Lehrer, daß er unbefugte Kritik unterläßt (wenn er nicht als Inspektor kommt), Nachsicht im Urteil übt, keine Störungen veranlaßt und bescheiden und freundlich gegen den Lehrenden auftritt. Wenn freilich ein Hospes — er mag sein was er will — die Thüre plötzlich aufreißt, daß die Kinder wie erschrockne Hühnchen zusammenfahren (ganz entgegen meinem unvergeßlichen Freund Hauschild, der die Thüre stets leise und erst nur um einen Spalt öffnete, ehe er hereinkam), den Lehrer kalt und unfreundlich grüßt oder auch nicht grüßt, in der Stube umhergeht, sich bald zu dem, bald zu jenem Kinde setzt, zum Fenster hinaussieht, den Lehrer unterbricht oder sich mit einer zweiten Person ziemlich laut unterhält, bittern Tadel vor den Kindern losläßt und hochnäsig auf den Lehrer herabsieht, — so kann ein solcher nur schaden und er darf sich nicht wundern, wenn er dorthin gewünscht wird, wo der Pfeffer wächst. Ich habe in den 50 Jahren meines Lehrerlebens sehr verschiedene Hospitanten, Vorgesetzte, Kollegen, Kolleginnen, Väter, Mütter 2c. gehabt. Wenn ich von einigen schon im ersten Teile meiner Schatten- und Lichtbilder geschilderten unliebsamen Besuchen in der Klasse absehe, so habe ich mich über meine Zuhörer nur freuen können, da sie mir volle Teilnahme entgegen brachten. Freilich waren die Urteile und Anschauungen, die ich an den Gästen wahrnahm, sehr verschieden und teilweise so, daß sie mir unvergeßlich geblieben sind. Ein Professor wohnte in meiner siebenten Klasse einer Lesestunde bei. Als sie zu Ende war, und er hörte, daß die Kinder bereits im zweiten Schuljahr ständen, meinte er: „Da muß der Leseunterricht im Anfange viel zu wünschen übrig lassen; das bißchen Lesen ist dem Kinde doch in vier Wochen beizubringen." Ein anderer, dem ich die Methode meines Rechenunterrichtes darlegen wollte, sagte: „Mein guter Mann, das kennen wir alles längst, wir wollen bloß Resultate sehen!" Solche arrogante und unbescheidene Gäste habe ich zum Glück nur ganz vereinzelt gehabt.

Wenn ich selbst der Hospes bei andern war, was ja auch nicht selten vorkam, — namentlich auf Reisen, z. B. in der

Schweiz — so urteilte ich so mild als möglich, suchte aufzumuntern und hob die Dinge hervor, an denen ich Freude gehabt hatte. Wenn jemand auf der Welt ein freundliches, Mut bewirkendes Wort verdient, so ist es der Lehrer, und die, welche ihn durch Nörgeleien — gleichviel ob befugte oder unbefugte — das Leben schwer machen, werfen Gifttropfen in den Kelch seiner Begeisterung hinein.

Zu den wahrhaft beseligenden Erinnerungen meines Lehrerlebens gehören die an meine Schüler und Schülerinnen. Das Wiedersehen, das ich mit dem einen oder andern oft in ganz überraschender Weise feiere, gehört mit zu den schönsten Augenblicken meines Lebens. Was sind meine Schüler geworden? Kaufleute, Beamte, Gewerbsleute, Musiker ꝛc. Die Schülerinnen schickten als Mütter nicht selten ihre Kinder zu mir und erinnerten sich mit Freuden der Zeit, wo sie selber zu meinen Füßen gesessen hatten. Wer seine Schüler und Schülerinnen wahrhaft geliebt, der bleibt ihnen fürs ganze Leben zugethan und ist hocherfreut, wenn er etwas von ihnen sieht und hört. Daß ich unter den vielen herzlich dankbaren Schülern auch undankbare zu verzeichnen hatte, wird niemand wundern. Wer sich, wie der Lehrer, für die Menschheit aufopfert, der muß auch Undank ertragen können.

Und nun schließlich ein Wort im ganzen über meine gewonnenen Anschauungen und über den Beruf des Lehrerstandes. Auf Grund meiner Erfahrungen haben sich mir die folgenden Grundsätze, Meinungen und Überzeugungen aufgedrängt. Unendlich wichtig ist die Persönlichkeit des Lehrers. Er muß seiner ganzen Haltung nach so auftreten, daß er den Kindern als ein Wesen höherer Art erscheint und die einflußreichsten Anregungen von ihm auf die Kinder übergehen; besonders darf er Gotthelfs Wort nicht vergessen: Liebe und Ernst müssen das Augenpaar werden, das über unsern Kindern stets offen stehen soll. Und zu einem solchen Lehrer, überhaupt zum Erzieher muß man, wie Gutzkow und viele andere mit Recht behaupten, geboren sein. Das alte Wort: Qualis rex, talis grex ist nirgends zutreffender als bei Lehrern in den Schulen. Überhaupt ist auf die Erziehung

in den Schulen das Hauptgewicht zu legen. An dem Tage, wo sämtliche Lernschulen in wahre Erziehungsschulen umgewandelt werden, d. h. in Schulen, die als höchstes Ziel nicht das Einsammeln von Kenntnissen, sondern das Erwerben von edlen Gesinnungen, von notwendigen Tugenden des Lebens und von ersprießlichen Fertigkeiten betrachten, da ist die Menschheit eine bedeutende Stufe höher gerückt. Freilich werden solche Erziehungsschulen auch sehr tüchtige, charaktervolle, lebenskundige und pädagogisch gewandte und heitere Lehrer brauchen. Unumstößlich wahr bleibt das Wort Jean Pauls: „Keine Bildung gedeiht ohne Freudigkeit!" und sehr recht hat Sutermeister, wenn er beim Lehrer Heiterkeit des Geistes verlangt und ausruft: „Frisch, fromm, fröhlich und frei sei nicht der Turner allein nur, oder die Jugend allein, nein: auch wer Jugend erzieht." Ebenso haben mir meine Erfahrungen das Wort des Altmeisters Comenius bestätigt: „Der Unterricht geht in dem Maße leicht von statten, als er der Natur folgt. Alles Natürliche geht von selbst!"

Und nun ein Wort über die einzelnen Lehrgegenstände. Ich denke zuerst an die Krone der Schule, an den Religionsunterricht. Du lieber Himmel, was wäre über ihn nicht zu sagen. Wenn er stets so erteilt würde, wie es sein sollte, da gebe es noch einmal so viel gute Menschen, als es bereits giebt. Es wird aber nach verschiedenen Seiten bei diesem Unterricht gesündigt. Teils wird er zu dogmatisch erteilt (man teilt den schwachen Kindern Dinge mit, über welche die Gelehrten nicht einmal einig sind), teils fehlt ihm die wahre Weihe und Wärme (die Lehrer sind beim Lehren von den Wahrheiten nicht mit ergriffen, sie lehren, weil sie müssen), teils wird seine Wirkung durch vieles Auswendiglernen oder durch peinliches Moralisieren beeinträchtigt. Man vergißt Schopenhauers Wort zu beherzigen: „Das Unternehmen, die Charakterfehler eines Menschen durch Reden und Moralisieren aufheben und so seinen Charakter selbst umschaffen zu wollen, ist ganz gleich dem Vorhaben, Blei durch äußere Einwirkung in Gold zu verwandeln oder eine Eiche durch sorgfältige Pflege dahin zu bringen, daß sie Aprikosen trägt." Auch

geht man nicht genug vom Kinderleben aus, und führt den Schülern größtenteils Bilder aus dem Leben Erwachsener vor, wofür sie wenig Verständnis haben. Wenn die Zeit kommt, wo der Katechismus zu den historischen Denkwürdigkeiten gelegt und der ganze Religionsunterricht an die Bibel und zwar namentlich an das heilige und makellose Bild des Erlösers (das mit goldnen unauslöschlichen Lettern dem Kinde ins Herz geschrieben werden muß) geknüpft wird, dann wird die Schule auch hinsichtlich des Religionsunterrichtes einen hohen Aufschwung nehmen; derselbe wird seine rechte Glorie erhalten und zum Schutzengel für jedes Kind werden. Stiehlt denn etwa ein Kind nicht, weil es das siebente Gebot gelernt hat. Durchaus nicht. Es hat Verbrecher gegeben und giebt sie noch, die den Katechismus wie am Schnürchen hersagen konnten und doch Spitzbuben und Mörder waren. Nicht was im Gedächtnis sitzt, sondern was im Herzen lebt und treibt, ist das bedeutsame agens, ist die Quelle aller menschlichen Gesinnungen und Handlungen. Und es muß ausgesprochen werden — denn die Erfahrung lehrt es —, für einen großen Teil unsers Volkes sind die Dogmen tot, und wenn das Kind sie auch in der Schule gelehrt bekommen hat, im Leben leiden sie Schaden, in der Luft der Erwachsenen sterben sie oft genug ab. Daher hebe man wenigstens allen Dogmenunterricht bis zum Konfirmandenunterricht auf. Herbart sagt: „Positive Religion gehört nicht für den Erzieher als solchen, sondern für die Kirche und die Eltern." So lange nun die Kirche die Dogmen von der Dreieinigkeit, von der Rechtfertigung aus dem Glauben, von der Auferstehung und der Höllenfahrt Christi, von dem Teufel, vom Fegefeuer, von der unbefleckten Empfängnis der Maria, von der Unfehlbarkeit des Papstes — und wie die Dogmen hüben und drüben alle heißen mögen — festhält, so lange werden auch die Schüler vor ihrem Eintritt in die Kirche belehrt werden müssen. Auf keinen Unterricht paßt übrigens Sutermeisters Wort besser als auf den Religionsunterricht: „Wie mancher meint es offenbar mit Kindern herzlich gut, hat leider nur vergessen gar, wie jungem Volk zu Mut." Die gemeinnützigen Kenntnisse hängen

auch noch viel zu sehr in der Luft. Zwar sind die Gänge dafür recht praktisch und kunstgerecht aufgestellt, aber sie sind mehr oder minder doch vom Leben losgetrennt. Mein Vorschlag, den ich vor vielen Jahren machte, die gemeinnützigen Kenntnisse zu einem Lebensunterricht zusammen zu fassen, welcher alles, was er entwickelt, ans Leben knüpft, harrt immer noch seiner Ausführung. Aber es scheint, als ob man in neuester Zeit wieder auf meinen angegebenen Weg einlenkte. Man will das Vielerlei auf dem Lektionsplan für die Volksschulen aufheben und der Überbürdung der Kinder ernstlich zu Leibe gehn. Ja, wenn die Kinder durch die systematische Schulung in allerhand Fächern wirklich auch tüchtig fürs Leben ausgerüstet würden, so möchte das noch angehen — zurück soll ja die lehrende Volksschule niemals gehen — aber ich habe leider gesehen, wie ein Mädchen, welches Chemie in der Schule gehabt hatte, doch Petroleum ins Feuer goß und entsetzliches Elend anrichtete, oder wie ein Schüler, der gründlichen Unterricht in der Geographie genossen hatte, von dem Flusse hinter seinen Fenstern nichts mehr als den Namen kannte. Wie ich mir den von mir vorgeschlagenen Lebensunterricht denke, habe ich in meiner Schrift: „Die Zukunft der Volksschule" (Leipzig, Luppe) und in andern Artikeln eingehender erläutert. Immer habe ich dabei wie der Dichter gedacht, der da sagt: „Lehrt junges Volk nicht, was ihr wißt, sondern was ihm von nöten ist."

Was den Geschichtsunterricht anbelangt, so habe ich die Überzeugung gewonnen, daß das Heil nur in der biographischen Behandlung liegt und zwar in konzentrischen Kreisen mit viel Anschauung (Bildern 2c.) und Wiederholung. In den herrlichen Brosamen von Fr. Polack (3. Band) steht ein Wort, das über jeder Schulthüre stehen sollte und ganz besonders auch für den Geschichtsunterricht paßt, es heißt: „Wenig, aber sicher! sei unsre Losung beim Lehren und Lernen. Was wir nicht geschaut, erkannt und geübt haben, das ist nicht unser, hilft uns nichts!" Daher beginne man mit der Geschichte der Heimat und lasse dann folgen: Geschichte des engern Vaterlandes — des deutschen Reiches — der Welt. Und alles gruppiere man um große Männer oder

um hervorragende Begebenheiten. Hierbei bemerke ich, daß gutes Erzählen nicht bloß bei der Weltgeschichte, sondern auch bei vielen andern Gegenständen von großer Wichtigkeit ist, wie ich in meiner Abhandlung über das Erzählen in der Volksschule gezeigt habe (siehe D. A. Lehrerzeitung). Eine chemische Belehrung über das Petroleum macht noch kein Dienstmädchen vorsichtig, aber eine unvergeßliche Unglücksgeschichte (ergreifend erzählt) steht wie ein immerwährender Warner vor dem Mädchen.

Der deutsche Sprachunterricht wird ja fast überall denkend und in einflußreicher Weise betrieben; ob er aber überall so recht fürs Leben ausrüstet, scheint immer noch eine Frage zu sein. Die Kinder werden nicht selbständig genug im Ausdruck der Gedanken gemacht. Die Anregungen, welche Direktor Dr. Sachse in einer Konferenz zum Fortschritt in dieser Sache gab, waren von großem Wert und trafen zum Teil mit dem zusammen, was ich vor Jahren in Lauckhards Reform aufstellte, wo ich zeigte, wie das Entwerfen von Briefen, Quittungen, Rechnungen, Beschreibungen schon in den Unterklassen beginnen müsse.

Die Denkübungen in den Elementarklassen sind hinsichtlich des Stoffes und der erschöpfenden Behandlung desselben auf ihrem Gipfel; ob aber nicht hier und da etwas mehr Poesie, mehr Reiz hinein zu legen wäre und überhaupt die Anordnung nicht nach den Normalwörtern*), sondern nach den Lebensverhältnissen (Jahreszeiten, Haus, Garten 2c.) vorzunehmen wäre, das mögen die Elementarlehrer selbst beurteilen.

Auch beim Rechenunterricht habe ich immer eine prachtvolle lückenlose und erfolgreiche Theorie, aber immer noch zu wenig Anschluß ans praktische Leben gefunden. Die schönsten und schwersten Rechenexperimente gelingen oft wundervoll, aber bei einer einfachen Lebensaufgabe ist der kleine Rechner ratlos. Erstaunlich weit ist der Schreib- und der Gesangunterricht gediehen. Namentlich feiert der letztere bei festlichen Gelegenheiten, Prüfungen, Kinderkonzerten, Schulfesten wahre Triumphe.

---

*) Nach Aussage eines Lehrers geschieht dies nicht mehr überall.

Werfe ich nun von dem Felde des jetzigen Unterrichtes einen Blick in die Zukunft desselben, so sehe ich wohl noch manche Aufgabe. Die Volksschule hat vor allen Dingen darauf zu sehen, daß durch das weise, auf psychologischem Blicke ruhende Zurechtmachen des Unterrichtsstoffes die Verdaulichkeit desselben erreicht werde. Denn sehr wahr heißt es in Tellers Album: „Verdaulich muß die Speise sein, die einen Leib soll nähren; soll sich der Geist der Stärkung freun, mußt du auch also lehren.“ Auch hat die Schule Goethes Wort nie zu vergessen: „Die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein“ und muß ihrem Unterricht immer neuen, frischen Reiz zu verleihen suchen. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß der Unterricht nur dann wahrhaft nachhaltig fürs Leben wirkt, wenn er Frische und Lebendigkeit den Worten verleiht, viel Anschauung zu Hilfe nimmt, recht oft wiederholt, das Erlernte so viel als irgend möglich gleich in der Schule anwenden läßt, wenn er, wie schon erwähnt, vieles an Erzählungen knüpft, die gleichsam als Aufbewahrungskästchen dienen, und mit einem Worte den Fortbildungstrieb entzündet. Wie derselbe erweckt und genährt werden kann, habe ich in meiner Schrift: „Die höchste Aufgabe der Volksschule“ (Leipzig, C. F. Winter) darzulegen gesucht.

Ganz besonders wird aber die Schule der Zukunft an eine Lösung der Widersprüche gehen müssen. Solche haben sich im Laufe der Zeit nicht nur im staatlichen und socialen Leben, sondern auch auf dem Gebiet der Pädagogik in greller und schneidender Weise eingestellt. So heißt es bei dem einen Lehrer und Erzieher: „Militärischer Geist muß herrschen, die Kinder müssen alles aufs Kommando ausführen, arbeiten, spielen, essen, spazieren gehen, die Schulordnung und Klassenordnung bis ins kleinste befolgen ꝛc.“; bei dem andern heißt es: „Nur keine Automatenerziehung, die jungen Leutchen müssen frei sich bewegen lernen.“ Andere Widersprüche sind dann die folgenden: „Die Religion ist eine Herzenssache, man kann sie nur durchs Gefühl einpflanzen!“ und: „Auch im Religionsunterricht ist das Denken die Hauptsache, damit das Herz nicht mit dem Kopfe davonläuft!“ — „Kern und Stern ist beim Unterricht das Entwickeln und Katechisieren!“ und: „Die Katechisierwut ist oft

nur eine Spiegelfechterei, ein Frage- und Antwortspiel, das keinen tiefen Gewinn bringt!" — „Die Orthographie ist durch feste Regeln zu erlernen!" und: „Die Orthographie wird nur durch vieles Abschreiben sicher erlernt, namentlich wenn die Kinder das Geschriebene selbst korrigieren müssen!" — „Für die Realien sind durchaus Bücher und Leitfäden notwendig!" und: „Der Lehrer ist das beste Buch; Leitfäden sind gänzlich unnütz, sie locken Lehrern und Eltern nur das Geld aus der Tasche!" — „Körperstrafen sind nur als letztes Mittel in Oberklassen zulässig!" und: „Körperstrafen sind nur in Unterklassen unbedenklich und dort ungefährlicher als Ehrenstrafen!" — „Die Kinder können nicht frühzeitig genug in die Kirche geführt werden, damit kirchlicher und religiöser Sinn erweckt werde!" und: „Durch zu zeitiges und verfrühtes Zwingen zur Kirche ist manchem Kinde der Sinn dafür verdorben worden!" — „Schulprüfungen sind unnütz und abzuschaffen!" und: „Schulprüfungen müssen sein, sie haben ihren Segen!" Solche und noch tausend andere Widersprüche drängen sich auf und sind gewiß geeignet, manchen jungen Lehrer in Verlegenheit zu bringen. Es gilt hinsichtlich derselben unter allen Umständen das goldene juste milieu zu finden, damit man nicht in lächerliche oder gefährliche Extreme fällt, wie jener Rektor in der Lausitz, der, verleitet von dem Streben nach Deutlichkeit in der Aussprache, den Kindern gegenüber alle Endsilben betonte und durch diese Angewöhnung Heiterkeit erregte, oder wie die Lehrer, welche beim Streben nach lauten Antworten die Kleinen wie am Spieße brüllen lassen. Alle solche Widersprüche auszugleichen und zu versöhnen, wird eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen und kommenden Pädagogik sein und bleiben.

Und nun zum Schluß einen Blick auf den Lehrerberuf, dem ich durch 50 Jahre hindurch meine volle Begeisterung gewidmet und den ich in seiner Herrlichkeit und Erhabenheit wie in seinen Mühen und Sorgen, in seinem Frieden wie in seinen Lasten, in seinen Freuden wie in seinen Leiden kennen und lieben gelernt habe. Ich bin immer Kellners Meinung gewesen, wenn er sagt: „Es giebt kaum ein unglücklicheres Menschenkind, als einen Lehrer, den sein Beruf anekelt und der seinem Amte nur halb

angehört.“ Wenn ich noch einmal einen Beruf zu wählen hätte, würde ich wieder zum Lehrerberuf greifen. Es ist ja wahr, daß es im Lehrerberuf nicht ohne Verdrießlichkeiten, ohne Ärger abgeht — Lehrer sein, heißt ja Kämpfer sein — aber alle Stachel werden gemildert durch gesunde, psychologische Anschauungen; es ist wahr, das Elternhaus wirft manchen Zankapfel in die Schule, aber es zeigt sich oft auch als der beste Bundesgenosse und läßt es an rührender Teilnahme nicht fehlen. Und nun bedenke man, daß man durch den Umgang mit der Knospenwelt der Menschheit selber sich einen Herzensfrühling für alle Zeiten sichert; daß man sich immer wieder verjüngt im Kreise der Unschuld, daß man beim Blick in die treuen Kinderaugen sich über alles Leid und alle Tagesqual hinweggehoben fühlt; man bedenke, wie die verklärte Freude des Kindes ihren Schein auch in das Lehrerherz zurückwirft; man denke an die Anhänglichkeit der Kinder, die wie Epheuranken sich um den Lehrer schlingen, ferner an die Freude am Gelingen des Unterrichts (so viel sichtliche Fortschritte, so viel Glück mit für den Lehrer), an den Segen, den treue Lehrerarbeit mit sich führt und der in dem seligen Bewußtsein nach gewissenhaft erfüllter Pflicht gipfelt und man wird zugeben müssen, daß der Lehrstand und Lehrerberuf nicht nur zu den edelsten, sondern auch zu den glücklichsten gehört. Freilich ist aber nicht zu leugnen, daß er manche Entsagung verlangt und Kellner hat vollkommen recht, wenn er behauptet: „Der Beruf des Lehrers ist unter allen Umständen, selbst unter den günstigsten, ein Beruf der Entsagung und Selbstüberwindung und wer hierzu nicht Mut und Kraft hat, möge ihn meiden.“ Auch hat der große deutsche Dichter wahr gesprochen, der da ausruft: „Der mag sich manchen Wunsch gewähren, der kalt sich selbst und seinem Willen lebt; allein wer andre wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren.“ Aber trotz aller Entsagungen und aller Opfer ist der Lehrerberuf, wenn er seinen Idealen treu bleibt, doch ein überaus dankbarer. Eine besondere Sympathie für das Lehren und Erziehen ist auf meine drei Töchter übergegangen. Die älteste ist Vorsteherin einer Kinderbewahranstalt, die zweite Klavierlehrerin und die

dritte Lehrerin an der Bürgerschule. Alle drei wirken mit Lust und Liebe und viel Segen in ihren Kreisen. Und ich selbst, habe ich auch nach 50 Jahren, wie ich bereits berichtet, die praktische Wirksamkeit niedergelegt, so bleibe ich doch der Schule und ihrer Mission treu ergeben bis zum letzten Hauche und die Kraft, die mir Gottes Gnade schenkt, werde ich weiter redlich benutzen zur Arbeit auf dem Erziehungsfelde der Menschheit; und alle Fortschritte, welche die Menschheit durch die Schule gewinnt, werden wie Sterne meinen Lebensabend erleuchten.

So schließe ich denn am 70. Geburtstage, an dem mich, obwohl ich ihn ganz still verleben wollte, die Liebe meiner Freunde in freundlichster Weise geehrt und erfreut hat, die Erinnerungen aus dem vierten und fünften Jahrzehnt meines Lehrerlebens ab. Was könnte dabei meine ganze Seele inniger erfüllen als Dank, inbrünstiger Dank zum ewigen Lenker meines Schicksals. Ich bin viel zu geringe all der Barmherzigkeit, die er an mir gethan. Wohl bin ich manches nicht geworden, was ich wünschte und wovon ich träumte, manche Hoffnung ist mir erstorben und nicht selten hat mich Schillers Wort im Wallenstein trösten müssen: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein.“ Aber ich bin trotzdem ein zufriedener Mensch geblieben. Mein Amt, meine Familie, meiner Eva und der Kinder Glück*) (die mein Stolz und meine Freude sind), meine Freunde, die sich um mich verdient gemacht, wozu ich in erster Linie auch die Herren Ärzte rechne: Dr. Kollmann †, Dr. Ploß † und Dr. E. Schmidt, welcher letztere noch jetzt mir seine treue Fürsorge widmet; meine Liebe zur Natur und Kunst, mein alter Grundsatz: „Immer heiter, Gott hilft weiter!“ — dies alles hat dazu beigetragen, mich auf den goldnen Berg wahren Glückes zu führen, von dem aus ich meine Dankgebete zum Himmel emporsende. Wie könnte ich aber schließlich Dein vergessen, ewig teure Lipsia, die Du zu meinem Glück so viel beigetragen hast. Was wäre ich ohne Leipzig gewesen und geworden! Welch eine Fülle von idealen Anregungen habe ich hier erhalten

*) Meine beiden Söhne: Hermann und Walter sind Juristen; meine Töchter, wie bereits erwähnt, sind Lehrerinnen.

und erhalte sie noch in Kirchen und Schulen, in Versammlungen und Vereinen, in den verschiedensten wissenschaftlichen und geselligen Kreisen und durch die zahlreichen Bildungsmittel! Dabei hat sich meine liebe Heimatstadt all meinen Bestrebungen und Schöpfungen gegenüber stets teilnehmend und fördernd gezeigt und auch das Wohlwollen ihrer hohen Behörden hat mich ausgezeichnet und erhoben, sodaß ich entschieden behaupten möchte, meine schwachen Kräfte würden wo anders ihre Ziele nicht so erreicht haben. Darum stimme ich immer gern und freudig ein in das alte Wort: „Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute" und in das lateinische: Extra Lipsiam non est vita, si est vita non est ita. Versiegeln will ich nun diese Rückblicke mit einem mir aus der Seele geschriebenen Liede des von mir oft citierten teuren Mannes Dr. Kellner. Es lautet:

Lang ist die Pilgerfahrt, die mir beschieden,
Und doch so kurz, schau ich auf sie zurück.
Sie war ein Wechsel zwischen Kampf und Frieden,
Doch Glaub' und Hoffnung hellten stets den Blick;
Sie wandten mit der Lieb im festen Bunde
Das Herz nach oben hin und zum Beruf,
Und Jahr auf Jahr und bis zur heut'gen Stunde
Ist's der Beruf, der reinste Freuden schuf.
Mein Sinn war stets der Jugend zugewandt
Und treuen Lehrern drückt ich gern die Hand.

Wie ist's so wahr: lang leben, lang gestritten!
Kampf mit sich selbst und mit der kalten Welt!
Wie ist's so wahr: lang leben, lang gelitten! —
Wenn auch das Aug umflort, doch hat's erhellt
Der Blick aufs Ziel: Der Schule nur zu leben,
Und unbeirrt von Mod' und Tagsgeschrei
Nach diesem Ziele mutig fortzustreben,
In Kraft des Glaubens, überzeugungstreu.
So blieb mein Herz der Jugend zugewandt
Und wackern Lehrern drückt ich gern die Hand.

Und was ich sprach und schrieb aus vollem Herzen,
Stets war's ein Stück von meinem eignen Sein,
Durch meine Freuden, wie durch meine Schmerzen
Klingt nur die Wahrheit durch, nicht leerer Schein.

Wie freut's mich nun, daß ich in weitem Kreise
So manches Freundesworts mich rühmen mag
Und daß auf meiner langen Pilgerreise
Manch biedre Hand warm in der meinen lag!
Drum bleibt mein Sinn der Jugend zugewandt
Und braven Lehrern drückt ich gern die Hand.

So bleib es weiter bis zum letzten Tage!
Die Fahne hoch für unser Kinder Heil!
In keiner Not, bei keines Schicksals Schlage
Sei diese Fahne unserm Herzen feil.
Des Welterlösers Blick ruft uns entgegen:
Mir nach, wollt wahrhaft ihr Erzieher sein,
Mit mir nur schafft die Schule dauernd Segen
Und bietet Gold, nicht trügerischen Schein! —
So bleibt mein Herz der Jugend zugewandt
Und solchen Lehrern drück' ich gern die Hand!